

Ersch. täglich außer Sonntags.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 88 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3
Fernsprecher: Dönhoff (A 7) 292-297

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigensatz: Die einseitige Nonpareilzeile
80 Pf., Reklamezeile 6 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37 536. — Der Verlag behält sich das
Recht der Ablehnung nicht genehmer Anzeigen vor!

Kongreß der Arbeit

Gewerkschaftskongreß eröffnet: Ansprachen Leiparts und Stegerwalds

F. E. Frankfurt a. M., 31. August. (Eigenber.)

Der 14. Gewerkschaftskongreß steht im Zeichen des Kampfes um die Verteidigung der Rechte des Arbeiters, des Kampfes gegen ihre Feinde.

Als Ehrengäste sind u. a. anwesend: Reichsarbeitsminister Dr. Stegerwald, Ministerialdirektor Dr. Heinke vom Reichswirtschaftsministerium, Wohlfahrtsminister Dr. Pirksieser, ein Vertreter des Preussischen Handelsministeriums, der hessische Staatsminister Adelung, ein Vertreter des bayerischen Ministeriums für Landwirtschaft und Arbeit, Präsident Schaeffer vom Reichsversicherungsamt, Direktor Donau-Verein vom Internationalen Arbeitsamt, ferner die Vertreter der Gewerkschaften von Holland, Frankreich, Belgien, Polen, Schweden, der Schweiz, der Tschechoslowakei und Ungarn, sowie Vertreter der befreundeten Verbände und nahestehenden Organisationen.

Bundesvorsitzender Leipart

begrüßte alle Teilnehmer, insbesondere auch den Reichsarbeitsminister Stegerwald. Ein Vergleich zwischen dem Frankfurter Kongreß vor 32 Jahren und dem heutigen zeige, daß die Gewerkschaften nicht vergeblich gearbeitet haben. Sie haben für den Bestand des Staates mehr gewirkt als die Unternehmer. Während der „Vorwärts“ damals von dem „weichen Kehrstuhl der Gewerkschaftsduldsel“ geschrieben habe, herrsche heute Einmütigkeit in der Auffassung über die gewerkschaftliche Tätigkeit. Leipart erinnerte weiter an den ersten Vereinstag der deutschen Arbeitervereine im Juni 1863 in Frankfurt und an die Tätigkeit Lassalles. An das Wort Lassalles von der verdammten Bedürfnislosigkeit knüpfte Leipart an.

Es scheint, als ob jetzt alle Welt darauf ausginge, die deutsche Arbeiterschaft wieder in den Zustand der absoluten Bedürfnislosigkeit zurückzuversetzen.

Die Aufgabe des Kongresses wird es sein, den Abwehrkampf dagegen zu unternehmen. Es wird viel von der Not der Wirtschaft geredet, weniger aber von der Not der Arbeiterschaft. Der Kongreß werde prüfen, ob die Regierung ihre Pflicht gegenüber dem Volke der Arbeiterschaft in vollem Maße getan habe. Die Wirtschaftsführer haben immer starke Zweifel an ihren Fähigkeiten aufkommen lassen, für den gegenwärtigen Zustand lehnen die Gewerkschaften jede Mitverantwortung ab. Die Verhandlungen werden ergeben, so wie bisher könne es wirklich nicht mehr weitergehen. Der alte Glaube, daß man der Arbeiterschaft noch Schlimmeres bieten könne, daß sie sich alles gefallen lassen müsse, könnte sich eines Tages schwer rächen. Die Gewerkschaften suchen nicht den Kampf, aber sie werden ihn führen, wenn er ihnen aufgezwungen wird.

Die Eröffnungsansprache Leiparts machte auf den Kongreß einen tiefen Eindruck und wurde oft durch lebhaften Beifall unterstrichen.

Nach Begrüßung des Kongresses durch den Bezirkssekretär Genossen Miesbach und einer urwüchsigen Ansprache des Frankfurter Bürgermeisters Gräf nahm das Wort

Reichsarbeitsminister Stegerwald:

Das Verhältnis Ihrer Bewegung zum Reichsarbeitsministerium war seit seinem Bestehen nicht immer ein sehr freundliches. Die gleichen Schwierigkeiten, die in den letzten Tagen zum offenen Bruch führten, sind intern schon seit längerer Zeit auch in England zwischen der Arbeiterregierung und den dortigen Trade Unions hervorgetreten. Wir stehen eben gegenwärtig

in der größten Krise seit den napoleonischen Kriegen.

Daß in einer solchen Periode die Gewerkschaften mehr wollen als die Regierungen durchführen können, liegt auf der Hand. Als derzeitiger Arbeitsminister habe ich im letzten Jahre den deutschen Arbeitern allerlei zumuten müssen. Ich bin jedoch der festen Überzeugung, daß, wenn einer der Ihrigen gegenwärtig an meiner Stelle stände, er eine wesentlich andere Politik auch nicht hätte machen können.



„Doran bist du schuld!“ „Nein, du!“ „Nein, du!“

Neben Staat und Wirtschaft steht gegenwärtig auch die deutsche Sozialpolitik vor der größten Krise seit ihrem Bestehen. Wir dürfen uns nicht der Illusion hingeben, als ob die Weltkrisis und mit ihr das deutsche Arbeitslosenproblem in kurzer Zeit bewältigt werden könnten. Die Gewerkschaften interessieren natürlich in erster Linie die Fragen der Lohnpolitik, des Tarifwesens, der Sozialversicherung, der Arbeitszeit usw. All diese Dinge hängen jedoch in der Luft, solange nicht Staat und Wirtschaft und ihr Kredit auf festen Grundlagen beruhen.

Unserem staatlichen Leben fehlt die Ausgeglichenheit im Innern; wir stehen in politischer, geistiger und organisatorischer Hinsicht noch vor einem unfertigen Staat.

Das ist gar nicht anders möglich. Den Arbeitern geht es nicht schnell genug vorwärts; die alten herrschenden Schichten möchten wieder zurück zu dem Zustand von 1914; die Jugend sieht keine Zukunft. Dazu kommen noch die gewaltigen Probleme der Wirtschafts- und Finanzpolitik sowie des Zahlungsmittelverkehrs.

Die erste Aufgabe der nächsten Monate besteht darin, wie bei knapper Gold- und Devisenbasis die Wirtschaft aufrechterhalten und ihr ein wenn auch nur langsamer Antrieb gegeben werden kann. Ich bin der festen Überzeugung, daß das, was in den letzten Jahren von der deutschen Wirtschaft gefordert worden ist, von ihr nicht geleistet werden konnte. Die Siegerstaaten haben versucht, die deutschen politischen Reparationszahlungen zu kommerzialisieren, was sich als undurchführbar herausgestellt hat. Durch den Krieg und seine Begleiterscheinungen sind uns zwischen 100 bis 150 Milliarden entzogen worden. Gegenwärtig stehen in der deutschen Wirtschaft 90 Milliarden Mark Kredite.

Die deutsche Wirtschaft hatte in den letzten Jahren neben 2 Milliarden Mark Reparationen noch an 3 Milliarden Mark überhöhte Zinsen aufzubringen. Dazu kommt ein ungeheuer ausgebildeter Verwaltungsapparat. Der Zuschußbedarf zur allgemeinen Verwaltung und zur Finanzverwaltung in Reich, Ländern und Gemeinden betrug 1913/14 544 Millionen Mark, 1928/29 1473 Millionen Mark.

In Notzeiten sind Gehälter von 300 000 M. in der Privatwirtschaft ein großes Volksärgernis.

Ich habe der Nominallohnfrage nie eine große Bedeutung beigemessen. Die Auffassung, die in dem Sturm auf die Löhne und Gehälter das Allheilmittel für die Befundung der deutschen Wirtschaft ansieht, lehne ich nachdrücklich ab.

Neben der Sozialversicherung ist noch immer das Schlichtungswesen stark umstritten. Wenn ich aber recht sehe, ist man heute in dieser Frage nicht mehr ganz soweit auseinander, wie noch im letzten Jahre. Ein Verzicht auf die staatliche Schlichtung scheint mir ausgeschlossen. Gerade in Krisenzeiten scheint mir ein staatlicher Schutz der Lohn- und Gehaltsempfänger nach wie vor unentbehrlich. Eine gesetzliche Änderung des Schlichtungswesens ist zur Zeit nicht beabsichtigt.

Sehr ungünstig steht es gegenwärtig um die gesetzliche Sozialversicherung. Ich rechne damit, daß sie 1932 ohne die Arbeitslosenversicherung 1 bis 1½ Milliarden Mark weniger Einnahmen haben wird als 1929. Da mit den bisherigen Beiträgen

zur Arbeitslosenversicherung und mit der jetzt geltenden Krisensteuer die Arbeitslosen über den nächsten Winter hinübergebracht werden können, ist noch zweifelhaft.

Die Arbeitszeitfrage greift tief in den deutschen Wirtschaft- und Kreditaufbau ein. Deutschland wird im Hinblick auf seine Gold- und Devisenbasis seine Ausfuhr stärker forcieren müssen.

Die 40-Stunden-Arbeitswoche

bedeutet aber für viele Betriebe eine ins Gewicht fallende Erhöhung der Selbstkosten und damit eine Erschwerung der Ausfuhr. Andererseits gibt es sicher Fälle, in denen die Verkürzung der Arbeitszeit

Sozialdemokratische Reichstagsfraktion Zusammentritt am 8. September.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion wird am Dienstag, den 8. September zur Beratung der politischen Lage zusammentreten.

Ein früherer Zusammentritt ist in Anbetracht des Frankfurter Gewerkschaftskongresses, an dem zahlreiche Mitglieder der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion teilnehmen, nicht möglich.

Zeppelin über dem Atlantik. Die Kanarischen Inseln passiert.

An Bord des „Graf Zeppelin“, 31. August.

Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ hat um Mitternacht die Kanarischen Inseln passiert. Um 6 Uhr morgens befand sich das Luftschiff auf 18 Grad 24 Minuten westlicher Länge querab von Rio de Oro. Das Luftschiff fährt bei frischer Morgenbrise mit 145-Kilometer-Stundengeschwindigkeit.

ohne wesentliche Beeinträchtigung der Wirtschaftlichkeit möglich ist. Hier muß sich endlich die notwendige Rücksichtnahme auf die Arbeitsmarktlage durchsetzen. Auch die Gewerkschaften müssen aber die Arbeiter über die Notwendigkeit einer gewissen Rationierung der Arbeit aufklären.

Und damit komme ich zu der Frage:

Wie bringen wir die Arbeitslosen über den nächsten Winter?

Zuverlässige Ziffern über den demnächstigen Umfang der Arbeitslosigkeit zu nennen, ist sehr schwer. Im letzten Jahre sind der deutschen Wirtschaft durch Zurückziehung kurzfristiger Auslandsdarlehen, durch Reparationen, an Zinsen für lang- und kurzfristige Auslandsdarlehen und durch Kapitalflucht 6 bis 7 Milliarden Mark entzogen worden. Trotzdem ist von März bis Mitte Juli die Arbeitslosigkeit in Deutschland ständig zurückgegangen. Die deutsche Wirtschaft hat also eine größere Widerstandskraft gezeigt, als angenommen worden war. Ich rechne damit, daß wir bis 31. März 1932 durch Arbeitslosenversicherung Reich und Gemeinden 31. März 1932 durch Arbeitslosenversicherung Reich und Gemeinden müssen. Im Hinblick auf den geringen Zahlungsmittelverkehr im Innern werden in den nächsten Wochen alle Mittel angewandt werden müssen, um die Arbeitslosigkeit auf den denkbar niedrigsten Stand herabzubringen und um die Arbeitslosen ausreichend im nächsten Winter zu versorgen. Es wird bei solcher Sachlage vornehmlich zu prüfen sein:

1. Inwieweit Arbeitszeitverkürzungen ohne starke Gefährdung der Ausfuhr durchgeführt werden können.
2. Inwieweit periodische Auswechslungen einzelner Belegschaftsmitglieder mit Arbeitslosen möglich sind, um die Last der Arbeitslosigkeit gleichmäßiger zu verteilen, ohne daß dadurch allerdings die Wirtschaftlichkeit der Betriebe gestört oder eine Vermehrung der Kosten der Arbeitslosenversicherung herbeigeführt werden dürfte.
3. Inwieweit eine noch stärkere Betreuung der jugendlichen Arbeitslosen möglich ist.
4. Ob in den größeren Städten Volksküchen einzuführen sind.
5. Inwieweit eine Naturalversorgung zur Einführung gelangen kann.

Von den 2 Milliarden Mark für die Arbeitslosen, die bis 31. März 1932 verfügbar sein müssen, dürften ungefähr 500 Millionen Mark an Mieten verausgabt und die restlichen 1 500 Millionen Mark zu 80 Proz. für Lebensmittel und Kohlen benötigt werden. Gegenwärtig steht die Sache so, daß der

Verbraucher häufig doppelt so viel für Lebensmittel bezahlt, als der Erzeuger erhält.

Diese Praxis kann im nächsten Winter gegenüber den Arbeitslosen

nicht durchgehalten werden. Die Städte werden Vorkehrungen treffen müssen, wonach für die Arbeitslosen die Gegenstände des täglichen Bedarfs zu verbilligten Preisen erhältlich sind.

Das deutsche Volk mühte sich schämen, wenn es sich nicht die Kraft zur Bewältigung des nächsten Winters vertraute. Wir haben schon schlimmere Zeiten überstanden. Es ist nicht wahr, daß in Deutschland alles düster ist. Wir besitzen einen guten Produktionsapparat. Das deutsche Volk zählt nach wie vor zu den fleißigsten und arbeitssamsten Völkern der Welt. Deutschland besitzt eine

hochdisziplinierte Arbeiterschaft, die gewillt ist, auch große Opfer zu bringen,

wenn sie sieht, daß alle Volksgenossen sich daran beteiligen. Es ist nicht wahr, daß die deutsche Arbeiterschaft nicht bloß Ketten zu verlieren hat. Derjenige, der die Gewerkschaftsarbeit im ganzen sieht, wird in ihr die Mobilisierung gewaltiger Kräfte für Staat und Gesellschaft finden.

Sie möchte namens der Reichsregierung und der preussischen Staatsregierung den Wunsch aussprechen, daß der Verlauf Ihrer Tagung sich auch günstig für das Gesamtwohl von Volk und Vaterland auswirken möge.

Leipart dankt Stegerwald dafür, daß er nicht nur eine Geschichte, sondern auch eine mutige Rede gehalten habe. Es kann aber nicht gelten, daß die Regierung nicht zugestehen könne, was die Gewerkschaften fordern. Es dürfe kein Unterschied gemacht werden zwischen den Forderungen der Gewerkschaften und denen der anderen Kreise. Leipart hätte wenigstens ein Zugeständnis in der Frage der 40-Stunden-Woche erwartet. Stegerwald sei stark, aber auch der Starke weiche oft nötig zurück. Immer zurückweichen vor den anderen sei verfehlt. Die deutsche Arbeiterschaft fordere mit Recht, daß ihr Gerechtigkeit widerfahre. Sie will nicht allein Opfer bringen, während andere bevorzugt werden. Wir bitten Sie, stark zu bleiben, Herr Minister, und uns nicht im Stich zu lassen.

Die Begrüßungsrede von Schwencks für den Internationalen Gewerkschaftsbund und die Vertreter der ausländischen Gewerkschaften bilden eine flammende Anklage gegen den Kapitalismus.

„Vorwärts“ und Gewerkschaften 1899.

Die Behauptung des Genossen Leipart, der „Vorwärts“ habe im Jahre 1899 den damaligen Frankfurter Gewerkschaftskongress als einen „weichen Kehrstrich“ bezeichnet, beruht auf einem Irrtum. Denn der „Vorwärts“ hat den damaligen Frankfurter Gewerkschaftskongress vor seinem Zusammentritt am 6. Mai 1899 in einem Leitartikel durchaus sympathisch und kameradschaftlich begrüßt. Am 16. Mai lobte der „Vorwärts“ die Gewerkschaften wegen ihrer positiven Stellungnahme zur Tarifgemeinschaft und zu den paritätischen Arbeitsnachweisen. Dergleichen hätte früher als „Harmoniedulerei“ gegolten, aber die veränderten Verhältnisse hätten eben eine andere Beurteilung der Frage hervorgerufen. Zum Schluß wurde gesagt, die Beratungen des Kongresses haben in der deutschen Arbeiterklasse einen freudigen Widerhall gefunden, mit Freude könne man feststellen, daß die Gewerkschaften stark und innerlich gefestigt dastünden.

Dies war die offizielle Stellungnahme des „Vorwärts“ zum Frankfurter Gewerkschaftskongress von 1899. Ob später einmal vielleicht in einem Diskussionsartikel das herabsehende Urteil gefällt wurde, das Genosse Leipart zitierte, entzieht sich unserer Kenntnis.

Der neue „Kampfgenosse“.

Wendt wieder „auf Festung“. — Politischer Ausflug mißglückt

Die „deutsche Revolution“ ist in schlechten Händen. Nachdem eben erst — wie wir in der Sonntag-Nummer mitteilten — die „Kampfgenossenschaft“ der Latentkruiser, die sich bisher um Straßer und Buchrucker bewegte, feierlich ihre bisherigen Führer als „Verräter“ gebrandmarkt und dafür den aus Gollnow durch „Selbsturlaub“ geflüchteten nationalsozialistischen ehemaligen Oberleutnant Wendt zum „Führer“ eingesetzt hatte, erlebt sie heute schon eine bittere Enttäuschung. Der „Führer“ läßt nämlich unmittelbar nach seinem Aufbruch gegen „Literaten und Landsknechte“ eine „Erklärung“ für den Literaten Straßer verbreiten, die folgenden Wortlaut hat:

In eingehender Aussprache mit Ag. Otto Straßer am 30. August 1931 in Bernierode habe ich mich davon überzeugt, daß die mir zugelegten Nachrichten, die zu meiner Stellungnahme gegen den derzeitigen Vollzugsausschuß der Nationalsozialistischen Kampfgenossenschaft führten, der Grundlage entbehrten. Infolgedessen erkläre ich mein Vertrauen zur Führung der Kampfgenossenschaft unter ausdrücklicher Betonung, daß die von Oldenburg veröffentlichte Erklärung gegen meinen Willen und gegen meine Ueberzeugung veröffentlicht wurde.

Ein netter „Führer“, der heute einen flammenden Aufruf gegen diejenigen veröffentlicht, die „mit unserer Sache Schindluder getrieben“ haben und morgen ihnen volles Vertrauen ausspricht.

Aber solche Blüten wachsen nun einmal an den politischen Bäumen, denen die sachliche Verwurzelung im Volke fehlt. Sie sind auf dem Sumpfboden der Wirtschaftskrise emporgewachsen und treiben wilde Schößlinge. Wie bei den Kommunisten, so bei den Nazis. Auf festem Grund steht nur die sozialistische Arbeiterbewegung, die sich auch von den Stürmen der Krisenzeit nicht erschüttern läßt.

Herr Wendt ist übrigens in der Nacht zum Montag von einem Kriminalbeamten wieder in Gollnow eingeliefert worden. Er wurde heute zur weiteren Verbüßung seiner Festungsstrafe nach Groß-Sirehlich in Oberschlesien abtransportiert.

250 000 Tote in China.

Ueberschwemmungskatastrophe von riesigen Ausmaßen.

Hankau, 31. August.

Ueber den Umfang der Ueberschwemmungskatastrophe in und um Hankau sind von den hiesigen Stellen die ersten offiziellen Angaben veröffentlicht worden. Die Zahl der Todesopfer wird auf 250 000 geschätzt. 163 000 Häuser sind vollständig eingestürzt oder unbewohnbar gemacht, 782 000 Personen, etwa die Hälfte der gesamten Einwohnerschaft von Hankau ist obdachlos. Die Zahl der Flüchtlinge aus dem Ueberschwemmungsgebiet beträgt etwa 500 000.

Sein Kind erdroffelt

Grauenhaftes Verbrechen eines Trunkfächtigen in Spandau

Die Tragödie einer unglücklichen Ehe hat in der Nacht zum Sonntag mit dem Tode eines kleinen Mädchens ihr Ende gefunden. Bei dem Kriminalkommissar vom Dienst stellte sich in der Nacht der 39 Jahre alte Musiker Walter Ehmann, der in der Hamburger Str. 111 in Spandau wohnt. Ehmann gab an, daß er ein Kind umgebracht habe.

Die verworrenen Angaben des Mannes, der offenbar nicht nüchtern war, wurden der Mordinspektion A. übermittelte, die Kriminalkommissar Stiller mit der weiteren Untersuchung beauftragte. Leider erwiesen sich die Behauptungen des Trunkfächtigen als wahr. An der großen Brücke über die Heerstraße, die dicht hinter dem Bahnhof Heerstraße liegt, fanden die Kriminalbeamten in einer Mauernische die Leiche eines kleinen Mädchens. Das Kind hatte einen Knebel im Munde und war mit einer Gardinenschnur erdroffelt worden. Es konnte bald festgestellt werden, daß es sich um die knapp 2 Jahre alte Tochter Ruth des Musikers Ehmann handelte. Durch die Ermittlungen wurden alle Einzelheiten des grauenhaften Verbrechens aufgedeckt. Ehmann hatte sich vor etwa 3 Jahren verheiratet, doch brachte seine Trunksucht es mit sich, daß die Ehe nicht glücklich war. In angetrunkenem Zustand wurde Ehmann rabiat und mißhandelte seine Frau oft so sehr, daß sie, als das kleine Mädchen geboren war, mit dem Kinde aus der Wohnung flüchtete. Erst vor einigen Tagen kam es wieder zu einem lärmenden Auftritt und die bedauernswerte Frau begab sich mit der Kleinen zu ihrer Mutter, die auch in Spandau wohnt. Am Sonnabendvormittag mußte Frau Ehmanna zu Beforgungen ausgehen. Der Musiker, der ihr ständig nachstellte, legte sich vor dem Hause auf die Lauer. Er sah die Frau ausgehen und sah sein Töchterchen mit einem Nachbarkind im Hausflur spielen. Unter allerlei Versprechungen lockte er die Kleine an sich und entführte sie. Als Frau Ehmann heimkehrte, erfuhr sie von den Nachbarn, was sich zugetragen hatte und ahnte gleich nichts Gutes. Sie eilte zu einem Polizeibeamten, um mit seiner Hilfe ihr Kind von dem Mann zurückzubolen. In der Wohnung des Mannes rührte sich nichts, es wurde auch nicht geöffnet. Als Ehmann endlich allein erschien, wurde er frech und beschimpfte und schlug die Frau auf der Straße. Von dem Verbleib des Kindes wollte er zunächst nichts wissen, gab dann aber an, er habe es bei

guten Freunden untergebracht. Mehr war aus ihm, der schon wieder stark betrunken war, nicht herauszubringen. Es gab für die Mutter keine Möglichkeit, ihr Kind in Sicherheit zu bringen, da Ehmann jede genaue Angabe verweigerte. Erst als er sich mit der Kunde von seinem Verbrechen selbst stellte, erfuhr man, wo das arme Opfer geblieben war. Es scheint, daß der Musiker das Töchterchen tagsüber bei Bekannten in Obhut gegeben, es aber am Abend von dort abgeholt hat.

Er brachte die kleine Ruth nach der Heerstraßenbrücke, erwürgte das Kind mit der Schnur und versteckte die Leiche in der Mauernische.

Als die Mutter von dem tragischen Ende des Töchterchens erfuhr, brach sie vollständig zusammen.

Die Erzählungen des Musikers.

Der 39 Jahre alte Musiker Walter Ehmann aus Spandau, der, wie berichtet, sein 2 Jahre altes Töchterchen Ruth grausam erwürgte, ist inzwischen soweit nüchtern geworden, daß er vernommen werden konnte. Er beschuldigt mit heftigen Worten seine Frau und behauptet, daß sie allein die Schuld an der Tragödie trage. Er habe es nicht mehr mit ansehen können, wie sie das Kind verkommen ließ und deshalb beschlossen, es bei Bekannten unterzubringen. Nachdem er am Sonnabendmittag das kleine Mädchen an sich gelockt hatte, brachte er es zu einem Bekannten am Viktoria-Ufer. Der Bekannte erklärte sich sofort bereit, das Kind in Pflege zu nehmen, rief Ehmann jedoch, das Pflegeamt sofort von diesem Entschluß zu verständigen. Der Musiker tat nichts dergleichen. Er begab sich erst nach seiner Wohnung und hatte dort den Zusammenstoß mit seiner Frau, die ihr Kind holen wollte. Es wurde Ehmann klar, daß seine Frau aller Wahrscheinlichkeit nach recht bekommen würde und daß er das Kind wieder herausgeben müsse. Er holte es daher von seinem Freunde wieder ab, ging mit dem Mädchen eine Weile spazieren und erwürgte es dann an der Heerstraßenbrücke. Die Beschuldigungen, die der Mann gegen die bedauernswerte Frau erhebt, sind in keiner Weise erwiesen. Er will ohne Zweifel jetzt, da das Verbrechen geschehen ist, die Schuld von sich abwägen. Er will zwar die Absicht gehabt haben, sich selbst zu töten, doch hat ihm dazu der Mut gefehlt.

Schreckensszene im Verkehrsflugzeug

Selbstmordversuch eines Passagiers

In dem planmäßigen Verkehrsflugzeug der Deutschen Lufthansa München—Nürnberg—Berlin spielte sich am vergangenen Sonnabend eine Schreckensszene ab. Ein Passagier, der Metallschleifer Hütte aus Oberdorf bei Schweinfurt, hatte sich kurz vor der Landung in Nürnberg auf die Toilette begeben, um dort offenbar Selbstmord zu verüben. Der Mann wurde mit brennenden Kleidern von dem zufällig an Bord befindlichen Flugkontrolleur angetroffen. Die Flammen hatten bereits die Verschalung des Toilettenraumes erfaßt. Das Feuer konnte schnell erlosch und der Selbstmordkandidat, der seine Mitreisenden in schwerster Gefahr gebracht hatte, gerettet werden.

Ueber den seltsamen Vorfall erhalten wir von der Lufthansa noch folgende Mitteilungen. Der Metallschleifer Hütte hatte in München einen Flugschein von München nach Fürth gelöst. Während des Fluges hatte niemand von den übrigen Passagieren etwas Auffälliges an Hütte wahrgenommen. Wenige hundert Meter vor dem Flugplatz in Fürth begab sich Hütte in den Toilettenraum, aus dem plötzlich Rauchwolken hervorquollen. Der Flugkontrolleur drang in den Raum ein, wo er Hütte mit brennenden Kleidern vorfand. Die Verschalung der Toilette brannte lichterloh. Hütte warf beim Erscheinen des Kontrollieurs eine Flasche, die eine weiße Flüssigkeit enthielt, in den Aborttrichter. Die Flasche klemmte sich jedoch fest und konnte sicher gestellt werden. Der unheimliche Flugplatz wurde durch das Eingreifen des Flugpersonals vor dem Schlimmsten bewahrt. Das Feuer im Toilettenraum konnte bereits nach einer Minute gelöscht werden. Um 14.59 Uhr hatte der Bordfunker den Alarm „Das Flugzeug brennt“ an den Flugplatz Fürth weitergegeben. Eine

Minute später konnte der Funker bereits melden, daß der Brand gelöscht war.

Hütte benahm sich völlig teilnahmslos und gab auf die Fragen nur wirre Antworten. Man glaubte es mit einem Geisteskranken zu tun zu haben. Anfänglich wurde vermutet, daß es sich vielleicht um ein Attentat handeln könne, dafür haben sich bisher jedoch nicht die geringsten Anhaltspunkte ergeben. Im Gegenteil neigt man nach dem Verlauf der mit großer Sorgfalt geführten Untersuchung zu der Annahme, daß Hütte aus noch unbekanntem Gründen Selbstmord verüben wollte. Seine Angaben, daß er auf der Toilette geraucht und dabei aus der Flasche Zweischesenwasser getrunken habe, wobei sich der Inhalt der Flasche entzündete, scheinen auf Erfindung zu beruhen. Dagegen spricht vor allen Dingen, daß es in der brennenden Toilettenkabine stark nach verbranntem Pulver gerochen hat. Der Mann wurde von der Flughafenpolizei und später im Nürnberger Präsidium noch eingehend verhört. Es war aber so gut wie nichts aus ihm herauszubekommen. Da seine Wohnung bekannt und der Metallschleifer außerdem in fester Stellung ist, wurde er bereits am Sonntag wieder auf freien Fuß gesetzt. Hütte begab sich sogleich zum Bahnhof, von wo er die Heimfahrt nach Schweinfurt antrat.

Abermaliger Selbstmordversuch.

Hütte hatte in Schweinfurt kaum den Zug verlassen, als er sich am Ende des Bahnsteiges mit einem großen Taschenmesser die Pulsadern öffnete. Bahnbeamte fanden Hütte blutüberströmt auf und sorgten für seine Ueberführung in das Schweinfurter Krankenhaus. Wie wir aus dem Krankenhaus erfahren, besteht für den hartnäckigen Selbstmörder jedoch keine Gefahr.

Morgen neuer Verkehrstarif.

Die neuen Sammelkarten. — Umsteiger 30 Pf.

Die in der Mitte des Monats vom Aufsichtsrat der Berliner Verkehrs-Gesellschaft beschlossene Neugestaltung des Verkehrstarifes tritt morgen in Kraft. Von morgen, den 1. September an, kostet die Einzelsahrt bei der Straßen-, der U-Bahn und dem Omnibus 25 Pfennig; der Umsteiger allgemein aber 30 Pfennig. Es werden jedoch neue Sammelkarten für die Straßenbahn und die Untergrundbahn ausgegeben, die 1 Mark kosten und fünf Fahrheine, die zu Einzelsahrten berechtigen, enthalten. Praktisch wird damit also der Preis für die Einzelsahrt auf Straßenbahn und Untergrundbahn auf 20 von bis 25 Pf. herabgedrückt. Der Omnibus erhält diese Sammelkarten nicht. Die neuen Sammelkarten bei der Straßenbahn und der Untergrundbahn werden bereits seit einigen Tagen ausgegeben.

Wie sich die Neugestaltung des Berliner Verkehrstarifes auswirken wird, müssen die nächsten Monate lehren. Der neue Tarif bringt zweifellos durch die Einführung der billigen Sammelkarten eine Vereinfachung. Die Leitung der BVG. hofft mit der Einführung der Sammelkarten für Kurzstreckenfahrer einen neuen Anreiz geschaffen zu haben. Auf der anderen Seite bedeutet die Herabsetzung des Preises für Umsteiger auf 30 Pf. für viele Arbeiter und Angestellte eine neue starke Belastung. Nach Ansicht der leitenden Männer in der BVG. war die Verteuerung des Umsteigers vor Notwendigkeit geworden, nachdem der Mißbrauch des Umsteigerfahrcheins Formen angenommen hatte, die sich wirtschaftlich außerordentlich stark gegen die Verkehrs-Gesellschaft auswirkten. Durch die Neuregelung will man bewußt die in Berlin in der letzten Zeit zu hoher Höhe gelangte „Schmetterlingsjammerei“ wieder aus der Welt schaffen. Den Omnibus hat man ohne die Sammelkarten gelassen, weil dieses beliebte Verkehrsmittel

im Betrieb noch immer am unwirtschaftlichsten ist. Die Preise für die Monatskarten sind im großen und ganzen unverändert geblieben.

Wünsche der Außenbezirke.

In den Berliner Außenbezirken wird die Verteuerung des Umsteigerfahrcheins als besonders beklagenswürdig empfunden. Zahlreiche an uns gelangte Zuschriften weisen nach, daß es den Bewohnern der Außenbezirke meist gänzlich unmöglich ist, mit einem Verkehrsmittel allein an die Arbeitsstätte zu gelangen. So schreibt uns ein Leser, daß besonders der Ortsbezirk Tegeler durch die bisherigen Verkehrsmöglichkeiten stark benachteiligt werde. Sämtliche Linien, es kamen die Linien 8, 27, 28, 128, 29 und 41 in Frage, fahren in fast der gleichen Richtung. Es sei notwendig, die Straßenbahnlinie 25 wie früher bis Tegeler weiterzuführen.

Ruderboot von Dampfer gerammt.

Bootsunglück bei Grünau.

Auf dem Langen See bei Grünau wurde am Sonntagmorgen ein mit sechs Personen besetztes Ruderboot von einem Ausflugsdampfer der Stern-Gesellschaft gerammt. Das Boot ging sofort unter. Anker großen Anstrengungen gelang es, die ins Wasser Gesunkenen zu retten.

Der Dampfer hielt seine vorgeschriebene Fahrtrichtung inne und gab mehrmals Signale, um die zahlreichen Sportboote, die das Wasser bevölkerten, zu warnen. Ein mit sechs Personen besetztes Ruderboot änderte trotz der Warnungssignale plötzlich seinen Kurs und geriet unmittelbar vor die Spitze des Dampfers. Obgleich der Kapitän mit allen Mitteln abzukloppen versuchte, war ein Unglück nicht mehr zu verhindern. Das Ruderboot wurde mittschiffs gerammt. Das Boot ging sofort unter. Bei den Rettungsarbeiten wurde das Dampferpersonal von hinzueilenden Wassersportlern unterstützt.

Attentat in Ostgalizien. Pilsudski-Mann ermordet.

Thaddäus Holowko war sozialistischer Abgeordneter. Als nach dem Waputisch 1926 Pilsudski die mit Hilfe der sozialistischen Arbeiter gewonnene Macht immer gern seine früheren Genossen anwandte und die PPS. zum Kampf um die Demokratie und gegen das Pilsudski-Regime sich genötigt sah, fielen einige Führer, die Pilsudski über die Partei stellten, ab. Holowko schloß sich ihnen an und wurde Leiter des Amtes für die Minderheitsfragen in Ostpolen. Ob er nun persönlich für die Weiterleitung der Unterstützung der Ukrainer und Weißrussen bis zu jener schändlichen „Beruhigungsaktion“ im vorigen Herbst verantwortlich war oder nicht — jedenfalls stand er an verantwortlicher Stelle und gehörte zum Regime. Seither ist er freilich ausgeschieden und hat Versöhnungsversuche mit den Ukrainern eingeleitet; sie sind gescheitert.

Nun ist Holowko, während er zur Erholung in dem ostgalizischen Kurort Truskawiec war, von Unbekannten überfallen und erschossen worden. Die neuen ukrainischen Attentate gegen Polen lenken auch diesmal den Verdacht in diese Richtung. Der Boden wäre solchen Attentaten entzogen, wenn die ostgalizischen Ukrainer endlich die feierlich versprochenen Autonomie und die Millionen Ukrainer in Polen genügend Schulen und Kulturfreiheit erhielten.

Polnische Chauvinistenblätter hehen bereits aufs neue. Am gestrigen Sonntag sind in Truskawiec und in der Umgebung Massenverhaftungen und Verhaftungen vorgenommen worden. Das zahlreiche ukrainische Verbände umfassende Zentralukrainische Komitee nennt in einer Rundgebung das an Holowko begangene Verbrechen einen abstrakten Mord und ein Werk der Feinde des polnischen und ukrainischen Volkes.

Woldemaras freigesprochen. Der Prozeß des Diktators.

Kowno, 30. August.

Im Woldemaras-Prozeß wurden nach wochenlanger Verhandlung zehn Angeklagte, darunter Woldemaras und zwei seiner Adjutanten, wurden freigesprochen. Zwölf Angeklagte wurden zu je einem Jahr Gefängnis verurteilt, davon zwei mit Bewährungsfrist. Waiskewicjus erhielt 15 Jahre Zuchthaus, sein Helfer Pupalajis 12 Jahre Zuchthaus, beide Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebensdauer.

Eines jener Kriegsgerichte, die Woldemaras als Diktator Litauens über Sozialisten ungeheure Strafen verhängen ließ, hat ihn jetzt als Angeklagten vor sich gehabt. Es war die Hauptaufgabe dieses Gerichtes, festzustellen, ob die Organisation „Eiserner Wolf“, deren Führer Woldemaras war, nach ihrer Auflösung durch den Generalsekretär des Innenministeriums, Oberst Stenzel, auf Veranlassung der Regierung als illegale Organisation bestehen blieb und unter Führung von Woldemaras einen Umsturzplan vorbereitete. Während der Hauptangeklagte und Hauptattentäter gegen den Polizeioberst Ruskis, Waiskewicjus, ausfragte, daß er nur auf Anweisungen von Woldemaras und in seiner Eigenschaft als Mitglied des „Eisernen Wolfes“ gehandelt habe, behauptete Woldemaras, daß er nach seinem Rücktritt das Amt als Führer des „Eisernen Wolfes“ niedergelegt habe. Die Führung habe dann die Regierung übernommen. Eine Reihe Angeklagter und Zeugen haben Woldemaras in diesem Punkt entlastet.

Woldemaras behauptete ferner, daß Litauen, nachdem es mehrere Putsch erlebt habe, in einer Angst vor neuen Putschen lebe, und deshalb sei auch dieser Prozeß entstanden. Waiskewicjus erschien in diesem Prozeß in einem zweifelhaften Licht. Er war ständiger Begleiter und Vertrauensmann von Woldemaras, zugleich eifriger Agent der Kriminalpolizei. Der zweite Attentäter, Pupalajis, erklärte, daß er nur auf Veranlassung von Waiskewicjus das Attentat gegen Oberst Ruskis ausgeführt habe, und Waiskewicjus sei auch bei der Ausführung des Attentats mehr als Leiter, der Anweisungen erteilte, denn als aktiver Teilnehmer tätig gewesen.

Im Laufe des Prozesses konnte nachgewiesen werden, daß das Attentat gegen Oberst Ruskis nicht, wie Woldemaras behauptet, erdichtet worden ist. Es konnte hingegen nicht festgestellt werden, daß das Attentat auf einen Beschluß des „Eisernen Wolfes“ hin ausgeführt wurde, genau so, wie auch die Frage noch nicht aufgeklärt werden konnte, ob Woldemaras nach seinem Rücktritt an der Spitze des illegalen „Eisernen Wolfes“ geblieben hat. Es konnte ferner festgestellt werden, daß eine Anzahl der Angeklagten Flug- und Schmähschriften verbreitet und Handlungen gegen die Regierung begangen hat.

Die Aussagen des früheren Generalstabchefs Plechawicjus darüber, wie man ihn für die Umsturzpläne gewinnen wollte, spielen eine nicht geringe Rolle. Es konnte aber nicht einwandfrei erwiesen werden, daß Woldemaras der Drahtzieher dieser Machenschaften gewesen ist, ebensowenig, daß Woldemaras Zusammenkünfte mit den angeklagten Offizieren über die Vorbereitung eines Umsturzplanes abgehalten hat.

„Thron zu vergeben.“ Römische Oper.

Seit Lehars „Lustiger Witwe“ versagen Operettenspektakeln die Handlung gern in ein japanisches, baltisches, wo Pleiten und Banditen hoch im Kurse stehen. Allerdings lieben heute die fürstlichen Herrschaften nicht mehr so zäh an ihren wackelnden Thronen. Die Prinzessin Lydia von Wüggren entläßt gern und folgt dem bekannten Ruf des Herzens. Ein amerikanischer Delinquant, dessen Schloß in Pantow stand, kauft die ganze Herrlichkeit auf. Bagler Beg, der brave Bandenführer, hat wieder einmal rechtzeitig stimmungsvolle Revolution gemacht.

August Reidhart mißt diese Dinge, die das Publikum angeblich noch immer erfreuen, mit routinierter Hand. Revuegirls sind auch vorhanden, und zeitgemäße Stoffen umspielen arabeskenhaft die Handlung. Zu den harmlosen Vorgängen schreibt Bert Witmann eine Musik, die glatt dahinfließt und das Tänzerische benagt, ohne aber irgendeinen Höhepunkt zu erreichen. Sola Lemlich versteht ihr mit seinem Orchester gestraffte Haltung.

Es kommt nur darauf an, daß das Ganze reibungslos abläuft. Jeder Versuch einer Vertiefung würde die Sichtbarkeit des Librettos betonen. Der Regisseur Hermann Feiner gibt Tempo und quirlendes Leben. Zwei schöne Stimmen stehen ihm zur Verfügung: das dunkle, kultivierte Organ der Loni Leug, und Eise Elters jugendfrischer, heller Sopran. Kurt Lilien stattet den Millionär aus Pantow mit der sachlichen Schlagfertigkeit des Berliner aus, und Hugo Berner-Kahles Banditenhauptling würde auch in jedem romantischen Film eine prächtige Figur machen.

Heerschau in Frankfurt a. M.

Massenkundgebung zum Gewerkschaftskongreß

F. E. Frankfurt a. M., 30. August. (Eigenbericht.)

Der Nachhall des Treffens der Sozialistischen Arbeiter-Jugend vor einer Woche ist kaum verklungen, und schon gab es am Sonntag eine neue sozialistische Massenkundgebung in Frankfurt a. M. als Einleitung zum Gewerkschaftskongreß. Die Gewerkschaftsmitglieder in Groß-Frankfurt, Hessen und Hessen-Nassau, in Verbindung mit der Gewerkschaftsjugend, der Sozialistischen Arbeiterjugend, dem Reichsbanner, den Sportkern und den Arbeiterjüngern, strömten schon am frühen Morgen den Sammelplätzen zu, um dann in fünf verschiedenen Zügen nach dem Festhallengelände am Platz der Republik zu marschieren.

Mit dem ersten Zuge kamen die Kongreßdelegierten. Die sozialdemokratische Rathausfraktion kam geschlossen an. Bald nach 11 Uhr war der Reienplatz des Festhallengeländes voll besetzt.

Nach kurzem stimmungsvollem Konzert des Orchesters der arbeitslosen Musiker traten 1500 Sängler aus dem Pian und brachten unter Leitung von Max Barsch das von Pringsheim vertonte Arbeiterlied zu mitreißendem Vortrag.

Genosse Misbach vom Bezirksauschuß des ADGB begrüßte die Erschienenen, worauf Genosse Eggert vom Bundesvorstand des ADGB eine Ansprache hielt. Der Kongreß danke der Frankfurter Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenchaft für die gewaltige Kundgebung und erwiderte die herzliche Begrüßung. Die Kundgebung bedeutete jedoch weit mehr als nur eine Begrüßung. Sie richtete sich zugleich

gegen alle Feinde der Gewerkschaftsbewegung.

sowohl gegen die rechts wie die links von uns stehenden, insbesondere aber gegen das ganze kapitalistische Wirtschaftssystem. Fünf Millionen deutsche Arbeiter und Angestellten stehen draußen vor den Betrieben, vergeblich auf Arbeit wartend. Das privatrechtliche Wirtschaftssystem steht als Angeklagter vor dem Gewerkschaftskongreß. Die ganze Tragik des Arbeitslosenlebens liegt in dem Widerspruch dieses Systems zu einer geordneten Wirtschaftsführung. Der Kongreß wird die Ursachen feststellen, die zur Verschärfung der Krise beigetragen haben. Gegen die Mängel- und Auswüchse dieses Systems werden wir den Kampf aufnehmen. Es muß übermunden werden durch die sozialistische Gewerkschafts- und Parteibewegung. Ein System, das mit so großen Gefahren für die Wirtschaft verbunden ist, ist reif zu verschwinden. Lauter denn je wird der Kongreß

Protest gegen den wahnwichtigen Lohnabbau

erheben und gegen den Abbau der sozialen Leistungen als Spornahme. Es gibt keinen gefährlicheren Weg für die Wirtschaft als den, die Kaufkraft der Massen immer tiefer zu senken. Der Gewerkschaftskongreß wird weiter fordern, daß in Deutschland eine Wirtschafts- und Außenpolitik getrieben wird in der Richtung auf Verständigung mit den übrigen Völkern, vor allem auf eine Verständigung mit Frankreich. Es muß endlich Frieden werden! (Lebhafte Beifall.)

Genosse Scheuchels, der Generalsekretär des Inter-

„Die Blume von Hawaii.“ Metropol-Theater.

Viele Köpfe verderben den Brei. Das Textdichter-Triumvirat der neuen Paul Abraham-Operette, die Sonnabend im Metropol-Theater ihre Uraufführung erlebte, die Herren Grünwald, Löhner-Beda und Földes, sie haben sich nicht gerade sehr ausgezeichnet. Schauplatz der Handlung ist Hawaii in der uns wohlbekannten, in der lange schon tonfilm- und schallplattenmäßig gewordenen Südee, die zu rüheligen Liedern, erotischen Rhythmen und nackten braunen Mädchen willkommenen Anlaß und farbenprächtigen Hintergrund bietet. Ein Prinz liebt eine Prinzessin, die hat einen anderen erwählt; der andere, ein amerikanischer Marinekapitän, soll sie verwöhnen, da sie sich zur Königin von Hawaii trönen läßt, das Amerika gehört. Er bringt es nicht über das liebende Herz und setzt so seine Karriere aufs Spiel, der Prinz will sich umbringen — all dies ist wieder sehr neu noch sehr spannend, wenn auch zweifellos traurig. Mit jähem Pathos und geradezu erschütternder Sentimentalität wird auch nicht gespart. Der letzte Akt, er spielt in einer Bar in Monte Carlo, bringt alles in Ordnung. Nicht weniger als vier Liebespaare halten sich selig umschlungen, der Prinz insbesondere ist doch noch zu seiner Prinzessin gekommen. Auch die virtuosesten Tanzszenen heißen nicht darüber hinweg, daß jeder einzelne Akt zu lang ist; der letzte aber, der musikalisch so gut wie nichts Neues mehr bringt und nur von Reminiszzenzen lebt, ist mehr als lang, er ist langweilig.

Die Sünden der Textdichter rächen sich am Komponisten. Zur Verlegenheit um formale Gliederung des Ganzen stehen die Bemühungen um die große zu weit gespannene Form der einzelnen Nummer in schroffem Gegensatz. Weniger wäre hier mehr gewesen. Die Musik Paul Abraham hat durchaus kein scharfes Profil, im Gegenteil: sie hat viele Gesichter. Zahlreiche Völker und Zonen liehen ihr die Eigenart; Wien-Hawaii, Budapest-Südee, das ist schwer zu unterscheiden. Alles aber gut gemacht, reizvoll instrumentiert, handwerklich vollendet. Am gelungsten die raschen, schmissigen Tänze im Bierdierlekt, die sich immer wieder auf den dankbaren Zuschau unterziehen müssen, den Zuhörer von allzu tränenfertigen Melodien zu erlösen. Die wunderhübsche Anni Ahlers entzückte in ihre Doppelrolle als Prinzessin Lana und Susanne Provence. Rolf Barsky, Harold Paulsen und Fritz Steiner feierten Triumphe tänzerischer Akrobatik. Sie und alle anderen — wie Serge Abranovic, Alfred Berger, Claire Kommer — trugen zum Erfolg der Aufführung bei, die der Komponist dirigierte. Alfred Grünwald führte Regie, Alfred Rottler war für die künstlerische Gesamtleitung verantwortlich. Beifallsstürme erzwangen zahlreiche Wiederholungen. Arnold Walter.

„Die natürliche Tochter.“ Staatliches Schauspielhaus.

Die Aufführung von Goethes Trauerspiel „Die natürliche Tochter“, mit der das Staatliche Schauspielhaus die Theateraison einleitet, ist wohl als Auftakt zum kommenden Goethe-Jahr zu betrachten. Es ist wohl allgemein anerkannt, daß das Staatstheater aus dem vielgestaltigen Werk des Dichters eins auswählt, das noch nicht zum allgemeinen Kulturgut geworden ist, und Interesse für eine Dichtung zu erwecken versucht, die bisher auf der Bühne noch nicht Fuß hat fassen können.

nationalen Gewerkschaftsbundes, zeigte, wie heute eine kleine Minderheit über Krieg oder Frieden entscheidet, über das Wohl und Wehe der Wirtschaft. Diese kleine Minderheit war überall, in Oesterreich, in Belgien, in Frankreich und Deutschland und jetzt wieder in England an Werke, um die „sozialdemokratische“ Regierung zu stürzen, die zwar noch nicht sozialdemokratisch waren, aber doch die Arbeiterinteressen nicht ganz hintenan stellen konnten.

Die kleine Minderheit von Finanzkönigen

Ist für die Mißverwaltung der Wirtschaft und für die Finanznot verantwortlich zu machen, unter der die Völker leiden. Diese kleine Minderheit ist in jedem Lande bereit, sobald es in ihrem Interesse liegt, die Völker gegeneinander zu hegen. Sie hat nicht den Willen, die deutsche und die europäische Wirtschaft wieder aus trodene zu bringen. Ihr gegenüber steht geschlossen die deutsche, die französische und die englische Arbeiterschaft, die Arbeiterschaft der ganzen Welt. Wir stehen in einem Kampf, an dessen Ausgang die gesamte Arbeiterschaft aufs stärkste interessiert ist. Die deutsche Arbeiterschaft bildet in diesem Kampfe die Vorhut.

Im Namen des IGB mit 14 Millionen organisierter Arbeiter in 26 Ländern begrüßt Scheuchels den Kongreß und appelliert an die feste, geschlossene Solidarität der Arbeiterschaft. Die Niederlage der deutschen Arbeiterschaft wäre die Niederlage der Arbeiter der ganzen Welt. Im Vertrauen auf den Sieg der deutschen Arbeiterschaft und die internationale Solidarität überbringt er die Grüße und Wünsche des Internationalen Gewerkschaftsbundes.

Genosse Schorsch-Wien betont die enge Verbundenheit der österreichischen mit der deutschen Arbeiterschaft. Wir sind an einem Wendepunkt des privatrechtlichen Wirtschaftssystems angelangt. Dieses System hat die ganze Produktion auf den Massenkonsum eingerichtet, verhindert jedoch den Massenkonsum durch Lohnkürzungen, die den Rang an Kaufkraft vergrößern. Die Beschlüsse dieses Gewerkschaftskongresses werden weit über die deutsche Grenze hinaus bewirkt werden. Es muß ein Weg gefunden werden, der aus der kapitalistischen Wirrnis hinausführt.

Alle Arbeiter haben nur das eine Interesse: die Befreiung von dem kapitalistischen System. Genosse Schorsch schloß mit dem freudig erwiderten Gruß unserer österreichischen Genossen: „Freundschaft!“

Nach weiteren künstlerischen Darbietungen fand die Kundgebung ihren Abschluß in einem Hoch auf den internationalen Sozialismus.

Alsdann formierte sich unter Borantritt des Reichsbanners, dem die Kongreßdelegierten und die Jugend folgten, ein einheitlicher Zug, der am Hauptbahnhof vorüber durch die Kaiserstraße zur Hauptwache führte, von wo die einzelnen Züge nach ihren Aufstufungsplätzen abmarschierten. Der Vorbemarsch der Zehntausende währte nahezu eine Stunde.

Die Massenkundgebung war vom schönsten Wetter begünstigt und verlief ohne jede Störung. Frankfurt am Main erlebte nach dem Tag der Jugend eine zweite gewaltige Kundgebung für den Sozialismus, die eine würdige Einleitung des Gewerkschaftskongresses bildete.

Das Trauerspiel ist in den Jahren 1802 bis 1803 entstanden, in einer Zeit also, in der die große Französische Revolution vor kurzem ihren Abschluß gefunden hatte. Goethe hatte den Umsturz, der ganz Europa und auch sein Weltbild erschütterte, aus nächster Nähe erlebt. So fürchterlich und wesenstremd ihm der revolutionäre Gedanke war, so wenig verschloß er sich doch der Rot des Volkes und den Fehlern auf Seiten der französischen Monarchie. Und um sich selbst Klarheit über das neugeschaffene Weltbild zu bilden, wollte er sich in einer Trilogie über die neuen umwälzenden Gedanken Rechenschaft ablegen. Die Exposition zu diesem großen Werk, das ihm vorzuschwebte, bildete „Die natürliche Tochter“.

Goethe selbst hat an dem Trauerspiel nicht viel Freude gehabt. Es wurde nur wenige Male aufgeführt, erfuhr vielfach Ablehnung und schließlich verlor er an der Vollendung seiner Trilogie die Lust.

Das Trauerspiel ist also ein Lorlo. Man kann sich nicht recht vorstellen, wie sich aus diesem weltabgewandten und symbolhaften Stück die Auseinandersetzung mit der Idee der Revolution entwickeln sollte. Nur andeutungsweise finden sich im Trauerspiel Anspielungen auf das Anbrechen einer neuen Zeit. Die Handlung erschöpft sich in einem höfischen Antragspiel, zu dem uns jegliche Beziehung fehlt.

Die „natürliche Tochter“ hat kein romantisches Leben und nicht einmal einen Abschluß. Sie ist ein großangelegtes Gedicht, in dem allerdings die Musik der goetheschen Sprache überwältigt.

Lothar Rühels Regie ist weniger darauf bedacht, die Handlung vorwärts zu treiben, als die erhabene Schönheit der Verse zur Geltung zu bringen. In ruhiger Abgetrentheit folgen die Auftritte, und es entsteht zuweilen der Eindruck erhabener Deklamation. Der Zuschauer gerät von der ersten Szene an in eine Art feierlicher Bebestimmung, zu der auch die bewußt-einfachen und stilisierten Bühnenbilder von Hermann Zweigenthal beitragen.

In all der Feierlichkeit bewahrt Maria Koppenhöfer als Hofmeisterin warm-lebendige Züge. Theodor Loos, Paul Bildt und Günther Hadant fügen sich als würdige Sprecher dem klassischen Rahmen der Aufführung ein. Nur die natürliche Tochter der Maria Schanda sprengt diesen Rahmen. Sie übersteigert sich anfangs in sorgloser Kindlichkeit und später in Unglaublich zur Schau getragenen Schmerz.

Ob das Staatstheater uns diesen Goethe erschlossen hat, bleibt zweifelhaft. Der Beifall war achtungsvoll, aber in die Beibehaltung des Abends hatte sich doch ein bedeutlicher Schuß Langeweile gemischt.

Dgr.

Raabe-Ehrung in Berlin. An der Berliner Wohnstatt von Wilhelm Raabe, Spreestraße 11, wird der Verband Deutscher Erzähler am 8. September 1931 zum Zeichen seiner dauernden Verbundenheit mit dem Dichter einen Kranz mit folgender Widmung anbringen lassen: „Dem Chronisten der Sperlingsgasse — Der Verband Deutscher Erzähler.“

„Die Wochenkassen.“ Das in der Kantstraße 163 gelegene Schauspieltheater wird am 10. September als erstes Wochenkassentheater Deutschlands eröffnet werden. Es wird als einziges Programm eine Spezialausgabe der „För Zonenden Wochenkassen“ bringen. Die Vorstellungen dauern jeweils 1 Stunde und gehen von 12 Uhr bis mitternachts der sich.

Sigrid Daegin tritt in der Städtischen Oper zum ersten Male in dieser Spielzeit am Dienstag auf. Sie singt die Amneris in „Aida“.

Im Verein Berliner Künstler, Bellevuestraße 3, wird Donnerstag eine Ausstellung „Frauenbildnisse unserer Zeit“ eröffnet werden.

Im Planetarium, dessen Besuchsgebühr sich dauernd hebt, findet Dienstag um 6, 7 und 9 Uhr die Uraufführung des Filmes „Mars, das Vermächtnis eines Astronomen“ statt. Vorans geht ein astronomischer Vortrag: „Unter dem Kreuz des Südens.“

Menschenhautgerberei?

Ein gegenrevolutionärer Schwindel, der nicht umzubringen ist

Es gibt historische Fabeln, die tausendmal ausgerodet und ausgerottet, trotz oder wegen ihrer Abgeschmacktheit weiter wuchern wie Antraut. Dazu gehört die Behauptung, daß während der Französischen Revolution Menschenhaut zu Leder verarbeitet worden sei. Noch unlängst schrieb Otto Flake in seiner auch sonst ansehnlichen Biographie des Marquis de Sade: „In einer Gerberei in Reudon verarbeitete man nach zweifelhaften Nachrichten die Haut von guillotinierten Männern — die von Frauen taugte nichts — zu Hosen und Pughappenleder.“ Auch an Stellen, wo man es am wenigsten erwarten sollte, schleicht sich auf leisen Sohlen jener Schwindel ein. So findet sich in einem Artikel des „Abend“ vom 23. Juli d. J., betitelt „Ritschmusem in Gefahr“, der sah: „Der französische Nationalkonvent soll

die Gerberindustrie der Menschenhaut

besonders gefördert haben.“ Wie konnte ein so jämmerliches Märchen entstehen?

Natürlich fehlt es nicht an „Quellen“, die die Revolution der Menschenhautgerberei bezeugen. In seiner „Histoire du Directoire“ (Geschichte des Direktoriums) sagt Adolphe Granier de Cassagnac: „Der Wohlfahrtsausschuß, der bis zum 9. Thermidor wirkte, wurde angelegt, das Schloß von Reudon einem Industriellen übergeben zu haben, damit er dort die Menschenhautgerberei verfolge.“ Immerhin, Cassagnac kam 1806 zur Welt und sein Werk erschien in den Jahren 1851 bis 1885; aus eigenem konnte er über die angeblichen Oruel von Reudon nichts wissen. Deshalb fügt er in einer Fußnote hinzu: „Es geht nicht an, den geringsten Zweifel über die Existenz von Menschenhautgerbereien unter der Schreckensherrschaft aufkommen zu lassen. Sie wird durch unwiderlegbare Zeugnisse und Tatsachen bestätigt.“ Wie sehen diese Zeugnisse und Zeugnisse aus? Cassagnac beruft sich auf Prudhomme, der in seiner „Histoire impartiale des Révolutions“ (Unparteiische Geschichte der Revolutionen) erzählt, beim Fest des höchsten Befehls am 8. Juni 1794 hätten mehrere Abgeordnete Hosen aus Menschenhaut getragen, aber dieses Haut ist 1824, also während der wildesten Orgien der Restauration, herausgegeben, nichts weiter als eine Zusammenstopplung gegenrevolutionärer Absurditäten. Der zweite Gewährsmann Cassagnacs ist Danican, der in seinen „Brigants démasqués“ (Entlarvte Briganten) schreibt:

Welches Volk hielt nicht die Errichtung einer Menschenhautgerberei in Reudon für eine Fabel? Man erinnert sich indessen, daß ein Mann an der Barre des Konvents ein einfaches und neues Verfahren ankündigte, Leder im Ueberfluß zu beschaffen, daß der Wohlfahrtsausschuß ihm das Gelände des Schlosses von Reudon zur Verfügung stellte, dessen Tore sorgfältig geschlossen wurden, und daß Barère und Badier die ersten waren, die

aus Menschenleder verfertigte Stiefel

„Man“ erinnert sich? Danican erinnert sich ganz allein, und sein Erinnerungsvermögen ist sicherlich etwas getrübt, denn der einseitige Radikalismus, der blutrünstige Anhänger Héberts, ging zeitweilen zu den Royalisten über, beschloß am 13. Vendémiaire, am 5. Oktober 1795, die reaktionären Hausen, die durch einen bewaffneten Putsch den Konvent zu stürzen suchten, und fristete nachher sein Leben in England als erbärmlicher Spitzel und Goldschreiber gegen die Revolution.

Auch Georges Duval in seinen 1841 veröffentlichten „Souvenirs de la Terreur“ (Erinnerungen an die Schreckensherrschaft) erwähnt das Fest des höchsten Befehls am 8. Juni 1794 und die Lederhosen der anwesenden Abgeordneten:

Man flüsterte sich ins Ohr, daß einige davon, darunter Drouot, Lebas, Choudieu, Billaud-Barère, Javogue, solche von Menschenhaut trügen, die aus der in Reudon eingerichteten Menschenledergerberei stammten. Weber bekräftigte noch bestreite ich die Sache, ich war nicht in der Lage, ihre Richtigkeit festzustellen, aber bestätigen kann ich mit gutem Gewissen, daß damals jedermann daran glaubte, daß man trotz des Terrors, der an der Tagesordnung war, fast laut davon sprach, daß vor allem in Reudon niemand daran zweifelte und daß die Bewohner des Dorfes einander mit geheimnisvollem Schauer die Saalfenster wiesen, hinter denen nach ihrer Meinung die schrecklichen Prozeduren vor sich gingen. Sie versicherten, man höre jede Nacht das schaurige Rollen der bedeckten Karren, die die vom Schafott des Revolutionenplatzes zur Verfertigung der Gerberei gefertigten Leichen herbeiführten. Und warum nicht? Heißt es in der Tat die Führer der Revolutionsregierung zu verleumben, wenn man sie für allzu wenig jährlühend hält, um sich eng anliegende Hosen aus der Haut ihrer Opfer machen zu lassen?

Selbst wenn diese „Erinnerungen“ so zuverlässig wären, wie sie als Sammelfurium von Legenden, Erfindungen und Geflüchteten unzuverlässig sind, ließe sich damit nicht viel anfangen, denn Duval selber gesteht, aus eigener Kenntnis nichts zu wissen und lediglich ein damals allgemein geglaubtes Gerücht wiederzugeben.

Eine besondere Bewandnis hat es freilich mit dem Schloß von Reudon, das stets in diesem Zusammenhang genannt wird. Da sich die junge Republik auf allen Seiten der Angriffe des feudalen Europa zu erwehren hatte, legte der Wohlfahrtsausschuß des Konvents, der für die innere wie äußere Sicherheit die Verantwortung trug, größten Wert auf Vermehrung und Verbesserung des Kriegsmaterials. Zu diesem Ende wurde durch Dekret vom 22. März 1794 unter Aufsicht eines dreigliedrigen Ausschusses und mit dem Sitz im Schloß und Park zu Reudon

eine militärische Versuchsanstalt für Artillerie, Luftschiffahrt und Telegraphie

errichtet; neben anderen Erfindungen bestanden hier sowohl die militärischen Fesselballons, die in der Schlacht bei Fleurus gute Dienste leisteten, als auch der optische Telegraph, der eine rasche Nachrichten- und Befehlsübermittlung zwischen Paris und den Armeen im Felde gestattete, ihre erste Probe. Wie bei allen ähnlichen Betrieben umgab die Versuche in Laboratorium und Werkstatt von Reudon unbedingtes Geheimnis; Unbefugten war der Zutritt zum Gelände streng verboten; Posten und Patrouillen einer Invalidenabteilung sicherten die Anstalt gegen das Eindringen von Spionen; wer es unternahm, sich ohne Ermächtigung einzuschleichen und ergriffen wurde, galt als „verdächtig“, und

von dieser Abstempelung war der Weg zur Guillotine verzweigt kurz.

Kein Wunder, daß diese Experimente hinter dreifach verschlossenen Türen tausend Vermutungen Spielraum ließen; daß urteilslose Menschen in Zeiten allgemeiner Erregung jeden, aber auch jeden Blödsinn glauben, hat der Weltkrieg zur Genüge gezeigt: ein gut Teil von der Anziehungskraft der Hitler-Partei beruht auf dieser Empfänglichkeit primitiver Gehirne für Wahngelüste aller Art. Daß die müßige Phantasie ausgeruhter Köpfe aber gerade von einer Menschenhautgerberei in Reudon zu raunen und zu reden begann, hatte zwei besondere Gründe. Einmal litt Frankreich Mangel an Leder; die Soldaten der Republik rühten mit Holzschuhen an die Front oder wickelten sich Heubündel um die Füße, weil die von raffgerigen Kriegslieferanten stammenden Stiefel mit Pappsohlen am ersten Marschtag in Stücke zerfielen; berühmteste Urkunde dieser Ledernot wurde die Verordnung, die Saint-Just als Kommissär des Konvents in Straßburg anfragen ließ: „Zehntausend Mann sind bei der Armee barfuß. Ihr müßt heute noch allen Aristokraten in Straßburg ihre Schuhe abnehmen, und bis morgen früh um zehn Uhr müssen die zehntausend Paar Schuhe auf der Reise nach dem Hauptquartier sein.“ Zum zweiten lebte im Volk noch hier und da die Erinnerung daran, daß sich gelangweilte Grandseigneurs des alten Regime wirklich vereinzelt Gebrauchsgegenstände aus Menschenhaut hatten herstellen lassen; so wurde Ludwig XV. gegen Ende seiner Regierungszeit von einem bekannten Chirurgen ein Paar Pantoffel aus Menschenleder überreicht, und der Herzog von Orleans soll einmal in den Salons des Palais Royal in Hosen aus Menschenhaut aufgetreten sein.

Aus diesen drei Elementen: ängstliche Geheimhaltung der Versuche in Reudon, Ledermangel und Erinnerung an frühere Fälle von Menschenhautgerberei entstand die Fabel, daß der Konvent, um die Armee mit dem nötigen Leder zu versorgen, im Schloß zu Reudon die Haut der Guillotinierten gerben lasse, und nichts lag dann näher als das Gerücht, daß, gewissermaßen zu Probezwecken, einzelne Abgeordnete schon in Beinleibern aus Menschenleder herumlaufen. Was so Blödsinn, Schwachsinn und Freude an abergläubischen Gerüchten verbreitete, mußte

die gegenrevolutionäre, die royalistische Propaganda

mit teuflischem Geschick aus: Die Revolution gerbe Menschenhaut? Die Revolutionäre stelden sich in Menschenleder? Da seht ihr's, daß die Revolution die Zerstörung jeder sittlichen Ordnung mit sich bringt und daß die Revolutionäre zynische Verbrecher und bluttriefende Barbaren sind!

Dabei sprang jedem halbwegs Einsichtigen die Dummheit des Gerüchts in die Augen. Mit Recht betont Louis Combes in seinen „Episodes et curiosités révolutionnaires“ (Episoden und Kuriositäten der Revolution), daß das Geheimnis bei sozial Mitwissern: Wohlfahrtsausschuß, Gemeinderat, Scharfrichter mit Gehilfen, Fußleute der Leichtenarten, Empfänger der Transporte, Gerber, unmöglich Geheimnis bleiben konnte, ganz zu schweigen von der Voraussetzung, daß sich Gelehrte von Welt Ruf, berühmte Chemiker wie Berthollet und Fourcroy, in Reudon tätig, hätten zu Mitschuldigen machen müssen. Daß nie, auch dann nicht, als es jeder Gefahr entbehre, ein Beteiligter den

Mund aufgetan hat, um von der Menschenhautgerberei in Reudon Kunde zu geben, ist der bündigste Beweis für die vollkommene Haltlosigkeit des Geschwäges.

Aber es gebricht auch nicht an unmittelbaren Beweisen. Als sich mit dem Sturz Robespierres am 27. Juli 1794 die Thermidor-Reaktion in den Sattel schwang, rieb sie bei jeder Gelegenheit dem alten Wohlfahrtsausschuß wirkliche und erdichtete Untaten unter die Nase; nicht ein einziges Mal wurde der Menschenhautgerberei in Reudon gedacht. In dem Einundzwanziger-Ausschuß zur Untersuchung der Verbrechen des Wohlfahrtsausschusses sah der Abgeordnete Battelier, der die Versuchsanstalt in Reudon unter sich gehabt hatte und Bescheid wissen mußte; als am 2. März 1795 im Konvent der Girondist Saladin im Namen der Einundzwanziger gegen Collet d'Herbois, Billaud-Barère, Barère und Badier donnerte und die Verhaftung dieser vier wesentlichen Werkzeuge Robespierres im alten Wohlfahrtsausschuß vom Fleck weg durchsetzte, fiel auch nicht eine Silbe über ihre etwaige Mitschuld an der angeblichen Menschenhautgerberei von Reudon. Ja mehr! Die Sitzung schloß mit einem Zwischenfall, über den der „Moniteur“ vom 15. Ventöse des Jahres III berichtet:

Die zur Ueberwachung der Versuche mit neuen Erfindungen nach Reudon entsandten Volksvertreter richteten an den Konvent einen Brief, in dem sie gegen ein in verschiedenen Blättern wiedergegebenes

verleumderisches Gerücht

Einspruch erheben, daß man unter der letzten Tyrannenherrschaft (nämlich unter Robespierre. S. W.) in Reudon Menschenhaut gerbergt habe, um Leder daraus zu machen.

Die Beschwerde kam von Abgeordneten, die den robespierreischen Wohlfahrtsausschuß verabscheuten, und der Konvent, der dem robespierreischen Wohlfahrtsausschuß todsüchtig war, drückte durch Uebergang zur Tagesordnung seine Verachtung für jenes doch allzu lächerliche Gerücht aus; den Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung hatte Merlin de Thionville, der gewiß den Mitgliedern des robespierreischen Wohlfahrtsausschusses alles Böse wünschte, mit der Begründung gestellt, wir lebten nicht mehr in einem Jahrhundert, in dem man Menschenhaut gerbt. Tat nichts! Die gegenrevolutionäre Propaganda ging nicht zur Tagesordnung über oder vielmehr: ihre Tagesordnung bestand aus solchen Verleumdungen, mit dem Erfolg, daß noch im Jahre 1931 das Märchen auftaucht, der Konvent habe „die Gerberindustrie der Menschenhaut“ gefördert.

Es verhält sich damit ähnlich wie mit der Lüge der Entente-propaganda aus dem Weltkrieg, daß die Deutschen die Leichen Gefallener zur Fettgewinnung verwertet hätten. Aber halt! Auch dieser Schwindel stammt aus der Französischen Revolution. Der Abbé Guillon de Montléon behauptet in seinen 1824 gedruckten Ugoner Revolutionserinnerungen, der Girondist Roland, bekannter Gatte einer bekannteren Frau, habe der Akademie zu Lyon eine Denkschrift mit dem Vorschlag überreicht, aus Knochen und Fett menschlicher Leichen Del zu gewinnen! Allerdings weiß außer einem so ausgefachten Gegenrevolutionär, wie es der Abbé war, niemand von dieser Denkschrift.

Hermann Wendel.

Otto Benzin: Sommerausklang

„Die Heide blüht“, hört man in aller Munde. Jung und alt pilgert vor die Tore der Stadt und kommt bepackt mit Sträußen heim. Manchmal sah ich Leute, die ganze Arme voll Heideblumen trugen, maßlos aus dem Boden herausgerissen. Solche „Blumenfreunde“ mag es viele geben; wenig schadet es der „Erika“ — ihr Leben ist ja und recht genugsam — doch spricht es nicht im geringsten von Keßtheit und wahrer Freude an Blumen.

Mein Weg führt mich abseits der großen Straßen, dorthin, wo die Natur in der Einsamkeit träumt. Wolken huschen vorüber, ein Wind weht durch die verkrüppelten Kiefern auf der Blöße. Birken werfen ihren lodigen Kopf in den Nacken, wie wenn ein Radel dem Sturme trotzt. Gelassen setze ich einen Schritt vor den anderen durch die rote Landschaft. Die Heide blüht wieder . . .

„Hier müßt du verweilen“, denke ich und lege mich in das knisternde Kraut. Honigflüßer Duft zieht durch die Nase, man atmet würzige Heideblüte. Unzählige Bienen summen von Blüte zu Blüte und steuern, schwer beladen mit süßem Nektar, ihrem Flugloche zu. Blauschimmernde und bräunliche kleine Schmetterlinge umgarnen die winzigen roten Glöckchen. Auch weiße gibt es unter ihnen. Es liegt an dem Boden, auf dem die Erika wächst. Ich sehe Blüten von dem reinsten Weiß bis zu dem leuchtendsten Rosenrot, und zwischen diesen Farben wechselt auch das Grün der diebstahlgelben Blätter.

Auf den abgeplagten Stellen eines Kahlhanges, wo junge Kiefern ihre ersten Jugendträume träumen, finde ich die schönsten Blüten: Saftgrün sind die Blätter, gerade gemacht die Pflanzen, an denen lange Reihen von leuchtenden Blüten stehen.

Der Blüten auserselbstste stecke ich an den Hut und schlendere dem Berge zu. Eine Eidechse raschelt vom Wege fort und sucht im dichten Heidekraut Deckung. Jäh, als flösse dickes Öl in ihren Adern, gleitet sie über die sonnenbeschienene Fläche. Der wenige Sonnenschein macht ihre Glieder steif. Auch die Ringelnatter, die ich hier immer treffe, schlängelt sich nicht durch das hohe Schnittgras.

Auf dem Hügel gibt's einen herrlichen Rundblick. Das ganze Freiland, weit und breit, ist in Rot gehüllt, über dem die Sonne flimmert. Das Summen der emsigen Bienen dringt zu mir, untermischt von dem Flüstern der sich schüttelnden Birken. Wie Schatten stehen die einzelnen Kiefern und Wacholderbüsche. Man könnte in ihnen mancherlei Gestalten erkennen. Der Wind hat dies Werk an ihnen getan; er hat sie in der Jugend arg zerjault und sie zu Krüppeln herabgedrückt. Und doch dürfen sie in vollen Zügen den Duft der blühenden Heide einatmen.

Am Horizont gleiten weigraue Wolkensegen vorüber und huschen als zerrissene Schattengebilde über das blühende rote Heidefeld. Mit sich nehmen sie für Augenblicke das Sonnensicht, das an sich schon in den letzten Tagen spärlich genug war.

Mein Weg führt mich durch dunkle Kiefernheckungen, in denen ich manchen Pilz finde, und durch die raunen Buchen, wo der Täufer gurr und der Häher mit lautem Getöse von seinem Baum abstreicht. Er, der Aufpaffer, warnt das Wild und läßt keinen unangemeldet vorbeiziehen. Dicht liegt das vorjährige Laub am Boden. In den Sonnenstrahlen, die sich durch den Blätterwirwar hindurchstehlen, leuchtet es rot. Rodergeruch entströmt der goldenen Decke. Es wird still wie in einem hohen, weiten Dom. Fast lautlos zieht eine Rinde mit zwei Rippen zu Felde, der Sonne entgegen.

Dorthin wandere ich. Auf dem Felde stehen die letzten Hahnenhoden. Grau sind die Stoppel, die noch vor kurzem an starken Halmen reiche Ernte trugen. Heute durchschneidet ein kalter Stahl in langen Furchen die Haut des Aders, um sie für neue Ertragnisse vorzubereiten.

Auf dem Gutshofe brummt der Drehsack. In wilder Wut heulend, frist er die Garben in sich hinein, um sie unter hellem, höhnischem Lachen als Stroh auszuspeien. Schleppfüßig ziehen die Kühe heim, auf dem Klee- und Serradellschlag fanden sie gute Nahrung. Neugierig beschnüffelt „Karo“ mich und meinen Rucksack. Dann hegt er hinter den Kälsbern her, die in den Kartoffeln herumkneten.

In der hohen Birke am Feldrain herrscht lautes Leben. Die Jungstare haben Versammlung. Ein Schwarm, einer schwarzen Wolke gleichend, streicht über meinen Kopf hinweg, ein kühler Luftzug durchdringt mich. Die Stare sammeln sich schon! Dann muß wohl der Sommer ausgeklungen haben. Denn die Vögel haben mehr Sinn für das Wesen des Wetters. Sie, die sich in die freien, lustigen Höhen schwingen, fühlen die Zeit des Aufbruchs, obwohl die „Propheeten“ sonniges Wetter verkünden.

„Sommer bleibe bei uns!“, will ich ausrufen, aber wieder überläuft mich ein kalter Lufthauch. Die Sonne sinkt, ihr folgt ein kühler Abendwind. Ja, die Stare haben mich an des Sommers Abschied gemahnt. Bald wird keine Blume uns noch erfreuen. Streng duften die Immortellen, als wollten sie mich betäuben und solche Gedanken vergessen machen. Aber die rauhe Wirklichkeit ist da, und ein kalter Abend paßt nicht mehr in den Sommer hinein.

Das erste gelbe Blatt fällt von dem Lindenbaum, als ich in die Chaussee einbiege. Heiser schreiend ziehen in großer Höhe Wildgänse. Sie kehren der nordischen Welt den Rücken und streben nach ewiger Sonne und grünen Auen. Krähen suchen ihr Nachtquartier in den der Stadt nahen Waldungen. Auch Borden des Herbstes.

Traurig halte ich den Hut mit dem Sträußchen in der Hand und betrachte die roten Blüten der Erika. Ja — die Heide blüht — und mit ihrem Bienengesumm und tausendförmigen Glockengeläute hat auch der Sommer für dieses Jahr ausgeklungen.

Berlin sendet:

Erziehung zum Kunstwerk

Die eigentliche Arbeit der deutschen Sendegesellschaften ließ sich auf der Funkausstellung kaum andeuten. Denn wie will man einem schaulustigen Publikum Werte vorführen, deren Eigenart es gerade ist, daß sie durch das Ohr gefaßt werden? Die meisten Sendegesellschaften begnügten sich denn auch damit, neben statistischen und symbolhaften Objekten Programmandeutungen zu bringen, die von Lichtbildern illustriert wurden und die mehr von der Breite als von der Tiefe der täglichen Sendungen verrieten. Eine auffallende Ausnahme machte die Schlesische Funkstunde. Eine Wandtafel in ihrer Abteilung trug diese Aufschrift:

„Schriftsteller, Dichter, es geht um die Entwicklung der Hörfunk: hört selbst und studiert ihre Gesetze. Das Schrifttum kann nur Material für den Rundfunk sein. Erst ein akustischer Einfall bringt es zu hörmäßiger Wirkung. Fassen wir zusammen: Hörfolge, Hörspiel für Musik, Lehrstück und reines Hörspiel. Viele Formen, viele Möglichkeiten. Allen gemeinsam die akustische Phantasie des Autors.“

Die Sätze stammen aus einer Hörfolge, die die Schlesische Funkstunde dem Besucher bot und die gleichsam ein Hörspiel über Hörspiele war. Der schlesische Sender hatte von den Hörspielen, die er im Rahmen seiner Programme verbreitete, einige herausgeholt, die er als charakteristischste Typen und wohl als die künstlerisch besten ihrer Gattung ansah, und er brachte nun die verschiedenen Ausschnitte, von erläuternden Worten verbunden, den Ausstellungsbesuchern zu Gehör. Aber die Ausstellungsbesucher interessierten sich gar nicht so sehr dafür, obgleich sie die unstillbare Stimme vor Beginn jeder Veranstaltung eindringlich zum Stehenbleiben — die Wendung „Platz nehmen“ war, da es keine Stühle gab, nur allegorisch gemeint — einlud. Man hätte denken können, daß alle Berliner Ausstellungsbesucher die hier gebotene Möglichkeit, ihre Senderbeiträge an denen eines anderen Senders kritisch zu messen, begeistert begrüßt hätten. Denn wenn natürlich auch diese Sammlung von Kostproben keineswegs zu einem Vergleich mit Sendespielen herangezogen werden konnte, so waren doch die meisten in ihr angebotenen Werke bereits auf Berlin übertragen worden und es galt also nur, die Erinnerung ein wenig aufzufrischen. Doch die Menschenhaufen ballten sich vor den Kassen, wo es Lichtbilder zu sehen gab — nicht etwa irgendwelche neuartigen, bewegten Bilder, sondern stehende Photos wie in irgendeiner Zeitschrift. Was sie darstellten, war einmal aktuell gewesen, ebenso wie die Worte, die der Lautsprecher dazu in die Menge sprach. Aber kaum ein Mensch hörte auf diese Worte. Eine schaulustige Menge starrte auf die Bilder und wartete auf das Erscheinen des nächsten, das natürlich genau so Bekanntes, genau so Vergangenes zeigen mußte wie das vorangegangene.

Vom Auge zum Ohr.

Das ganze Problem, mit dem die geistige Entwicklung des Rundfunks heute noch zu kämpfen hat, trat hier zutage. Der Mensch arbeitet aus jahrhundertalter Kulturgewohnheit mit den Augen rascher, müheloser als mit den Ohren. Es ist heute bei den meisten Menschen beinahe so, daß, wenn sie die Augen benutzen, die Ohren nur unbewußt Tätigkeit verrichten können. Zeitungen und Zeitschriften sprechen durch Bilder und bildhafte Schlagzeilen zu ihnen. Selbst das gedruckte Wort, das sie inwendig hören sollten, verhallt oft spurlos. Die geistige Zentrale, die Worte und akustische Eindrücke verarbeitet, scheint gestört.

Man kann daraus dem Menschen keinen Vorwurf machen. Die gesamte moderne Entwicklung hat zu diesem Ergebnis geführt. Wir leben in einem sich von Tag zu Tag steigenden Geräuschchaos, wir werden von den verschiedensten Infanzen zerstreut, unterhalten, sogar belehrt unter Zuhilfenahme von Värm und Mikrophonen, die nur sehr abgedämmte Trommelfelle zu ertönen imstande sind. Das Ohr hat sich gegen sie durch einen unablässig gesteigerten Grad von Empfindungslosigkeit gewappnet. Ehe die Menschen nicht wieder zu einem verfeinerten, leicht aufnahmefähigen Gehör erzogen sind, fehlt die wichtigste Grundlage für die Entwicklung jeder Rundfunkkunst.

Die Geräuschulisse.

Das heißt aber nun nicht, daß wir Lehrstunden zur Hörerziehung notwendig erscheinen, obgleich man sich sogar vorstellen kann, daß ein sehr guter Menschenkenner sie recht erfolgreich abhalten könnte. Aber am einfachsten erzieht man den Menschen durch Kunst zur Kunst. Die Möglichkeit, Lärmüberlagerungen zu produzieren, hat jahrelang eine Art von Geräuschulissen hervorgebracht, die beständig über den Werken zusammenfürgen. Allerdings scheint mir der Breslauer Intendant in seiner in der Funkausstellung bekanntgegebenen Auffassung, daß es überhaupt keine Geräuschulisse geben sollte, doch nicht ganz recht zu haben. Dr. Bischhoff meint, daß jedes dem Wert eingefügte Geräusch nur dann Berechtigung habe, wenn es Teil der Handlung sei. In vielen Fällen ist seine Auffassung sicher richtig. Schritte z. B. werden für den Hörer ein sinnvolles Geräusch, wenn sie zur Darstellung der bühnentechnischen Wendung „er geht ab“ gebraucht werden; sie können aber im Heran- oder Fortgingen zum ausdrucksvollsten Entwicklungsmoment der Handlung werden, können umhüllend, stärker Ausdruck eines ergreifenden, sensationellen, freudigen Geschehens sein. Aber wie ist es mit Windgeräuschen, wie mit Straßenlärm, um nur von einigen der beliebtesten „Geräuschulissen“ zu reden? Daß möglichst hundertprozentig naturgetreue Übertragungen eine Scheußlichkeit darstellen, darüber dürfen sich heute alle einig sein. Auch Wirklichkeitsähnlichkeit ist Unsinn, wenn es sich um einen Sturm höchster Windstärke oder um die Hochflut des Großstadtstraßenverkehrs handelt. Es gibt immer noch sehr viele Rundfunkhörer, die beides nie in Wirklichkeit erlebt haben und für die schon aus diesem Grunde solche akustischen Explosionen nichts anderes darstellen als abschreckenden Krach. Ob also Geräuschulisse oder Teil der Handlung, solche Klang-„mancen“ sind auf jeden Fall unangebracht.

Die Notwendigkeit, Geräusche zu stilisieren, ergibt sich eigentlich von vornherein, wenn sie als Teil der Handlung gedacht sind. Denn sie müssen dann auch dem, der die zugrunde liegenden Laute gar nicht kennt, ihre Bitten schaffen. Aber wenn nun der Wind nicht zwischen die Sätze eines Hörspiels seinen Gang von Einsamkeit oder Gefahr peilt, wenn der Straßenlärm nicht gegen einen Menschen kämpft, um ihn in sein Chaos hineinzuziehen, sondern wenn ihre Töne nur dann und wann in die Dialoge hereinklingen, um eine Stimmung zu untermalen, einen Hintergrund anzudeuten — dann sollen sie überflüssig sein? Ich glaube, Geräusche im Hörspiel können sehr wohl das werden, was die künstlerische Kulisse im Theater ist: nicht unbedingt notwendige Bestandteile der Handlung, die aber dadurch, daß sie in sie hineingelassen, die Aufnahmefähigkeit des Publikums für das Wort steigern.

Erziehung zur Musik.

Aber noch ein Wort zur Hörerziehung, deren Notwendigkeit sich an diesem Ausstellungsbeispiel so deutlich dokumentierte. Nicht nur das Hörspiel, die Klarheit seiner Dialoge, die Durch-

sichtigkeit seiner Inszenierung, müssen dazu beitragen, sondern mindestens ebenso sehr die musikalischen Darbietungen. Man setzt den Hörern vielfach in Menge moderne musikalische Experimente vor und wundert sich, daß ein großer Teil dafür nicht das geringste Verständnis aufbringt. Der Vergleich aus der bildenden Kunst liegt nahe: was wird zu einem Menschen, der kaum Gelegenheit zur Betrachtung von Kunstwerken hatte, eher sprechen, eine Plastik von Rodin oder eine von Archipenko? Wird er sich eher mit einem Bild von Tizian oder Rubens oder mit einer expressionistischen Komposition befreunden? Der durch sein Leben disharmonisch gewordene Mensch findet in allen Fällen am leichtesten ein Verhältnis zu einem Kunstwerk, das gerade emporsprengt zu einer klaren Harmonie. Will man, was durchaus notwendig erscheint, wie man zu der dargestellten modernen Kunst im Einzelfalle auch stehen mag, den Rundfunkhörer auch zum Verständnis der modernen Musik führen, so kann das nur auf dem Wege über eine Musikerziehung geschehen, die ihm zuerst die klassischen Werke erschließt.

Das neue Buch

Andreas Lutzko: „Sieben Tage“

Bei Andreas Lutzkos neuestem, im Kroschke-Verlag erschienenen Roman „Sieben Tage“ fühlt man sich, im guten und bösen, etwas an Sudermann erinnert. Dieser Autor dringt nicht sonderlich in die Tiefe, und die Situationen, die er erfindet, sind nicht immer sehr lebenswahr, aber ihn zeichnet, was man heute nicht übertrieben oft antrifft, Phantasie und Gefühl für starken Stoff aus. Ein schwerreicher Hamburger Industrieller, Baron von Wangien, fährt am Weihnachtsabend nach Berlin, um mit seiner Geliebten, einer verheirateten Adelsdame, in der Abwesenheit ihres Mannes ein paar frohe Tage und Nächte zu verbringen. Indes, es kommt alles sehr viel anders, als er denkt. Ein verbitterter Arbeiter, der von früher her mit dem Baron ein Hühnchen zu rupfen hat, erfährt von dem Geheimnis und sündet eine eigenartige Rache an dem gehähten Repräsentanten des Reichtums aus. Unter der Drohung, das Liebesabenteuer andererseits dem betrogenen Ehemann preiszugeben, zwingt er den Baron, einen Tag lang als Arbeiter zu leben, während er, der Arbeiter, einen Tag lang als Baron lebt. Aber dem armen Teufel bekommt der Tausch schlecht: wie sein Leben, so ist auch sein Tod ein Dokument von der Ungleichheit der Weltordnung. Er büßt den Triumph seiner Rache mit den nicht ihm, sondern dem Mann, dessen Kleider er trägt, geliebten Revolverkugeln des plötzlich heimgekehrten Ehemannes. Man möchte

fast wünschen, daß Lutzko, nachdem man sich mit seinen Konstruktionen einmal abgefunden hat, nun ganz im Romanhaften geblieben wäre und etwa den in des Arbeiters zerfetzten Kleidern stehenden Baron auf der Basis dieses Tausches zu einem zweiten, noch viel besonnerterem Leben, als sein erstes eines war, verhelfen hätte: das Wort, daß dem Reichen gegeben und dem Armen genommen wird, dahin variierend, daß dem Glückseligen letzten Endes auch die schlimmste Situation zum Guten ausschlägt und dem armen Hund in die ausnahmsweise einmal schmackhafte Suppe schließlich doch noch ein Salznäpfchen gekippt wird. Aber der zweite Teil des Buches ist leider viel weniger spannungsgeladend als der erste Teil. Aus dem Baron wird ein Menschenfreund, ein besorgter Vater seiner Arbeiter. Er legt sich also eine, wie man weiß, erteilte Eigenschaft zu, die nur leider den Nachteil hat, das soziale Problem nicht gerade zu lösen.

Hans Bauer.

Zwei Bülow-Bücher

Ein wohlwollender Freund und ein erbitterter Feind Bülows treten hier vor die Öffentlichkeit. Münz ist ein alter liberaler Journalist und langjähriger Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“ in Wien. Seine Berufstätigkeit brachte ihn in Fühlung mit vielen Berühmtheiten Europas, und er gemahnt das besondere Wohlwollen des Fürsten Bülow. Der alte Herr plaudert in der behaglichen und feingehobenen Art eines Journalismus, der uns heute etwas altmodisch vorkommt. Aber sein Buch ist ganz amüsant zu lesen und bringt manche bemerkenswerten Details über die Vorkriegspolitik. Bei aller Sympathie für Bülow verschweigt Münz auch die Schwächen dieses nur zu geschickten Faktiters nicht.

Spectator ist jener anonyme Autor, der nun glücklich die dritte literarische Bombe gegen die Memoiren Bülows kassiert. Das Arsenal, aus dem der Sprengstoff stammt, ist wieder das selbe, nämlich das große Aktienwert des deutschen Auswärtigen Amtes. Der Verfasser will auch diesmal zeigen, wie Bülow als Minister und Kanzler Wilhelms II. ganz anders geschrieben hat, als dann später in seinen Memoiren. Wiederum führt Spectator den Fürsten Bülow als den dämonischen Verderber des deutschen Reiches vor, und er legt damit die — gemollte oder ungemollte — Entlastungs-offensive für Wilhelm II. fort. Auch dieses dritte Buch wird das objektive Urteil über Bülow nicht ändern können. Er war ein sehr problematischer Charakter und alles andere als ein Staatsmann. Aber man kann ihn nicht als den Sündenbock an sich mit aller Schuld des kaiserlichen Deutschland belasten. Das Bild, das Bülow in seinen Memoiren von Wilhelm II. zeichnet, bleibt authentisch, auch wenn derselbe Bülow früher demselben Kaiser noch so viele Schmeicheleien gefloht hat.

Arthur Rosenberg.

* Sigmund Münz: Fürst Bülow, der Staatsmann und Mensch. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Ermögungen. (Berlin, Verlag für Kulturpolitik.) — Spectator: Fürst Bülow und der Kaiser. Mit einer Wiedergabe aus ihrem geheimen Briefwechsel. (Carl Reißner, Verlag, Dresden.)

WAS DER TAG BRINGT

Bescheidenheit

Hänschen feiert seinen siebensten Geburtstag und hat seine Schulreife eingeladen. Natürlich nur „seine Liebsten“. Aber da man im Alter von sieben Jahren meist noch sehr viel „Liebste Freunde“ hat, so hatten Hänschens Eltern eine nicht unbeträchtliche Zahl von Schulreife abzuwählen. Berge von Kuchen türnten sich auf und verschwanden.

Nur Kurichen-Kurichen ist sagenhaft bescheiden. Das erste Stück Kuchen akzeptiert er widerspruchlos. Das zweite nach langem Zögern. Beim dritten streift er.

Hänschens Mama erkundigt sich teilnahmsvoll: „Bist du krank, Kurichen?“

„Nein.“

„Bist du wirklich schon ganz satt?“

„Nein.“

„Warum wilst du denn dann keinen Kuchen mehr?“

„Ich darf nicht.“

„Aber Kurichen, wer hat es dir denn verboten?“

„Meine Mama. Mehr als zwei Stück darf ich nicht nehmen, hat sie gesagt.“

„Aber weshalb denn?“

„Mama sagt, sie hams auch nicht so dick.“

70 000 Patentschriften jährlich

Wenn man hört, daß in Deutschland jährlich 70 000 Erfindungen gemacht werden, dann kann man verstehen, daß im Reichspatentamt in Berlin ein Stab von Beamten damit beschäftigt ist, dieses ungeheure Material zu kontrollieren und zu verwalten. Die 1300 Beamten haben damit reichlich Arbeit.

Die Menschen sind doch erfindungsreicher, als man im allgemeinen denkt. 70 000 Erfindungen, große und kleine, wichtige und unwichtige, brauchbare und unbrauchbare, werden durchschnittlich alljährlich in Deutschland gemacht. Die genialsten Einfälle, die ein Menschenhirn haben kann, wandern, wenn sie wohlüberdacht und bis ins kleinste berechnet und schriftlich niedergelegt sind, den Weg ins Reichspatentamt, damit dem Erfinder seine Rechte gewahrt bleiben. Ebenso für die winzigen Dinge des täglichen Lebens, für Reißverschlus und Manschettenknöpfe neuester Konstruktion, werden Patente nachgesucht und auch erteilt.

Von den 70 000 Patentschriften, die dem Reichspatentamt zur Beurteilung im Jahre zugehen, werden allerdings mehr als zwei Drittel im allgemeinen abgelehnt. Durchschnittlich finden nur 20 000 vor den Augen der kontrollierenden Beamten Gnade. Jede einzelne Sache wird von mehr als 300 Prüfstellen auf ihre Originalität hin geprüft. Zeitschriften und Patentschriften werden durchgesehen, ob im Laufe der letzten hundert Jahre nicht eine Erfindung gemacht worden ist, die der in der neuereingegangenen Patentschrift beschriebenen gleicht. Ist irgendwo oder irgendwann einmal dieselbe Idee schon patentiert worden, dann ist das Schicksal der zur Prüfung eingereichten Patentschrift besiegelt. Oft ist viel mühsame Arbeit umsonst gewesen, und große Hoffnungen werden enttäuscht. Ein anderer hat vorher schon denselben Gedanken gehabt und hat sich seine Idee patentieren lassen.

Wenn die erste Instanz, die außer den deutschen, die französischen, englischen, amerikanischen und schweizerischen Patentschriften kontrolliert, eine Erfindung ablehnt, so bleibt dem Erfinder, der sich damit nicht zufriedengeben will, noch die Anrufung der zweiten Instanz übrig, die dann eine nochmalige Kontrolle vornimmt. Die Eingänge, die als patentfähig anerkannt werden, sind damit noch nicht endgültig patentiert. Um jeder Gefahr, daß man doch eine gleichartige Erfindung bei der Fülle des vorliegenden Materials übersehen haben könnte, vorzubeugen, werden alle Patentanmeldungen noch eine bestimmte Zeit öffentlich ausgeden. Auch hier dürfen sich genau wie vor einer Uebertretung während dieser Sperrfrist noch diejenigen melden, die irgend etwas gegen die Patentanmeldung wie im anderen Fall gegen die Oberwörter vor-

zubringen haben. Da erlebt das Patentamt trotz sorgfältigster Vorarbeiten immer noch wieder Ueberraschungen. Da werden dann aus den entlegensten Winkeln der Erde noch in letzter Minute Patentschriften gebracht, aus denen hervorgeht, daß ein anderer vielleicht in Japan oder China schon dieselbe Erfindung gemacht hat und sich patentieren ließ. Dann ist die Erfindung eben nicht neu und somit ist es auch keine Erfindung mehr!

Welche Fülle von Patentschriften sich im Laufe der Jahre im Patentamt angesammelt haben, davon kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Die 300 000 Patentschriften hat man kürzlich gedruckt. Von jeder einzelnen werden 25 Exemplare im Patentamt aufbewahrt. Das bedeutet, daß bisher 12,5 Millionen Patentschriften in den Registraturen aufgestapelt worden sind. Der Umfang der einzelnen Patentschriften ist außerordentlich verschieden. Hier erklärt der eine in wenigen Zeilen seine Idee, ein anderer braucht für die seine ein ganzes Buch. Riesige Räume mit meterhohen Regalen sind mit all diesem Druckmaterial angefüllt.

Die großen Firmen tauchen unter den Patentanmeldungen am häufigsten auf. Unter ihnen fallen allein die von der AEG. angemeldeten Patente im vergangenen Jahr schon sechs Seiten der Anmeldebücher, die im Laufe des Patentamts öffentlich ausliegen.

3x Hänschen

1.
Hänschen ist ein Großstadtkind. Trotz seiner zweieinhalb Jahre hat er noch nie Gelegenheit gehabt, die volle runde Sonne am Himmel zu sehen. Nur schwach dringen ihre Strahlen in den Hinterhof und durch das Küchenfenster oder zwischen den hohen Mietshäusern hindurch in die Straße, wo er manchmal mit der drei Jahre älteren Schwester spielen darf.

Heute nun hat er sie erndet. Leuchtend rot stand sie am Horizont, als er abends mit der Mutti von der Großmutter heim kam, die hinter dem großen Feld eine kleine Laube bewohnt.

„Mutti“, hat er da freudestrahlend gerufen, „Mutti, schau die Sonne ist angetupst!“

2.
Hansl läßt die Erscheinungen des Lebens nicht an sich vorbeigehen, ohne tief über sie nachzudenken. Worte sind für ihn Wesen und hinter den Namen der Dinge sucht er nach ihrem tieferen Sinn. Neulich ist er mit Mutti zu Besuch und die Tante gibt ihm einen Teller mit Obst, darunter auch Weintrauben. Nachdenklich hebt er die Trauben hoch: „Mutti, wie heißt das?“

„Das sind doch Weintrauben, Hansl.“
Sein Gesicht wird tiefernt. Immer noch hält er die Trauben hoch in seiner Hand.

„Ra Hansl“, fragt die Tante freundlich, „ist du Weintrauben nicht gern?“
Hansl kleiner Mund zuckt. Dann beugt er sich ganz nah zur Mutter und flüstert ihr ins Ohr:

„Mutti, weinen die?“

3.
Hansl hilft der Mutter immer mit Begeisterung beim Abwaschen. Leider sieht sie sich öfters genötigt, seiner Abwaschbegeisterung einen Dämpfer aufzusetzen, da es nicht immer ohne Scherben abgeht. Und Scherben bringen zwar Glück, aber auch Ausgaben mit sich.
Heute nun „hüft“ Hansl wieder einmal in der Küche. Plötzlich steht er, wie die Mutti ein paar grüne Stachelbeeren in den Mund steckt. Es ist aber noch gar nicht lange her, da hat sie ihm erklärt: wenn er grüne Stachelbeeren essen würde, so würde er sterben. „Mutti, sag er nachdenklich, nachdem er sie eine Weile verstohlen beobachtet hat, wenn du sterbst, darf ich dann immer abwaschen?“

Die knieenden Stühle

Manfred sieht moderne Stahlmöbel. Begeistert ruft er aus:
„Ach, sieh mal, Mutti, die Stühle knien!“

Vom Keil und Meißel zur Stahlfeder 75 Jahre fabrikmäßige Herstellung der Feder

Am 4. September wird in den Ausstellungshallen am Kaiserdomm die Internationale Büroausstellung eröffnet. Sie wird die neuesten Maschinen und Erfindungen auf dem Gebiete der Schreibtechnik und der Nachrichtenübermittlung bringen — deshalb verlohnt es sich, der guten alten Stahlfeder einen Erinnerungsartikel zu widmen.

Über ein Jahrhundert ist vergangen, seitdem dieses kleine, arbeitsame Ding, die Stahlfeder, dem zivilisierten Menschen vom Schulbeginn bis ins hohe Alter eine unentbehrliche Freundin und Helferin zu werden begann. Schreibfedern aus Metall wurden nachweislich schon in römischer Zeit angewendet. Ausgrabungen in Neapel und Rom, Funde in Mainz, Trier und Köln förderten Schreibfedern in der Form von schnabelig zugespitzten eisernen Röhren an den Tag.

Die Vorgeschichte der heutigen Schreibfeder reicht viele Jahrhunderte zurück. Die ältesten Schreibgeräte waren Keil und Meißel, mit deren man Buchstaben in Stein oder Metall schlug. Die Römer und Griechen schrieben mit der Rohrfeder, dem sogenannten „Kalamus“, dem nahen Verwandten des späteren Gänsekiels. Auf den mit Wachs überzogenen Täfelchen, die ebenfalls als Schreibpapier verwendet wurden, konnte mit dieser Feder natürlich nicht geschrieben werden, so daß an ihre Stelle der Stahlgrieffel, „Stylus“, treten mußte. Patrizier besaßen oftmals einen solchen aus Gold, Silber oder Eisenblei. Die Rohrfeder wird noch heute im Orient der Stahlfeder vorgezogen. Zu den Schreibutensilien der Griechen und Römer gehörten neben dem Griffel und der Rohrfeder ein Eisen zum Linienziehen, ein Zirkel zur Abmessung der Zellen, die Pergamentschere und ein Bimsstein zum Scharfmachen der Rohrfeder, der gleichzeitig zum Glätten des rauhen Pergaments diente.

Dann löste die Federpfeife, der Gänsekiel, Griffel und Federrohr ab. Der Gänsekiel ward das Schreibinstrument des ganzen Mittelalters und der Neuzeit bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Kunst des Federschneidens mit dem „Federmesser“, dem eigens hierzu gefertigten Werkzeug, wollte verstanden sein; gelang doch mitunter dem Geschicktesten das Geradeschneiden daneben. Unsere Großväter haben noch mit der Federpfeife schreiben gelernt — und vor 25 Jahren gab es in kleinen Städten, Dörfern noch Leute, die sich von ihrem Gänsekiel nicht trennen wollten.

Die Mutter der Stahlfeder wurde unmodern, alle möglichen Erfindungen, die inzwischen gemacht wurden, bewährten sich nicht sonderlich; erst einem Deutschen, Alois Senefelder, dem Erfinder des Steindrucks und der Lithographie, gelang es, eine Schreibfeder aus Stahl zu konstruieren. Er schnitt zu diesem Zwecke aus Taschenuhrfedern kleine zugespitzte, gespaltene Federchen und setzte sie auf ein kleines Rundholz. Die Engländer aber tauchten die Erfindung dem Deutschen schleunigst ab, so daß zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die englische Schreibfeder ihren Siegeszug über die Welt antreten konnte.

Da erschien in Deutschland Siegmund Blanderh auf der Bildfläche. Er schuf die formvollendete Schreibfeder und gründete anno 1856, also vor 75 Jahren, die erste Stahlfederfabrik.

Sehen wir uns den Werdegang einer solchen Stahlfeder in ihren Hauptphasen einmal an. Stahlbleche, kaum einen halben Millimeter stark, werden in Federform ausgestanzt, dann erfolgt das Hineinpressen des Firmen- und Artenstempels, darauf beginnt die Präzisierung des Ausglühens. Als letzte Arbeit wird das Spalten oder Schlitzen vorgenommen, das der Feder die erforderliche Nachgiebigkeit zum gleichmäßigen Ausfließen der Tinte verschafft. Von besonderer Wichtigkeit ist das Schleifen, das je nach dem Ansehen der Feder auf die sich drehende Steinscheibe dieser alle gewünschten Formen gibt; breit, spitz, schräg usw., für jede Hand passend. Wie groß heute noch der Verbrauch an Stahlfedern in unserer schreibungrigen Zeit ist, zeigt der Stahlbedarf der Federfabriken, der ungefähr 3500 Tonnen im Jahr beträgt.

Nicht allgemein bekannt dürfte es sein, daß Federn berühmter Männer auch Liebhaber fanden, die hohe Preise für eine solche Reliquie zahlten. So brachte die Feder des englischen Admirals Nelson, die er noch am Morgen vor der Schlacht bei Trafalgar, am 21. Oktober 1805, benutzte, 1000 Mark; und die „lechte“ Feder des schottischen Dichters Walter Scott erzielte einen Preis von 150 Mark.

Ein bemegtes, arbeitsreiches Leben, wie wir sehen, hat unsere Schreibfeder durchkostet, und noch immer ist sie nicht pensionsberechtigt. Kinder und Kindeskind werden sich noch der Stahlfeder bedienen und ob sie durch die Schreibmaschine, den Füllfederhalter oder einen anderen Ersatz einmal gänzlich zum alten Eisen gelegt werden wird, das ist noch eine große Frage. Fr. Pr.

so umfaßt, daß das mit diesem verbundene Gasgerät fest in eine Kugelgelenkkupplung gepreßt wird. Auf diese Weise ist gleichzeitig eine absolut zuverlässige Rohrverbindung zwischen Leitung und Gerät geschaffen und gleichzeitig eine Sicherung dagegen gegeben, daß das Gerät abgenommen wird, ohne daß der Wandhahn geschlossen ist. Andererseits läßt die Gelenkverbindung die Möglichkeit offen, das angeschlossene Gerät anzuhängen, etwa wenn man es von unten her zu reinigen wünscht und sich dabei das Lösen der Kupplung ersparen will. Die zweite Konstruktion ist eine richtige Rohrkupplung mit Ueberfangmutter. In dem Teil, der sich am Wandauslaß befindet, ist innen ein Rohrverschlußstück mit einer Feder, das das Rohr völlig gasdicht absperrt, bis der Anschlußapparat mit ihm durch die Ueberfangmutter verbunden wird; erst dann wird der Gasdurchfluß frei. Wird das Gasgerät durch Lösen der Kupplung abgenommen, so wird auch die Gaszufuhr automatisch abgeperrt.

Sonne stört den Rundfunk Aber wie beseitigt man die Störung?

Das schlimmste Rundfunkergernis, nämlich das als „Fading“ bekannte Versinken und Verstummen einer eben mit Mühe erreichten Sendestation, ist in letzter Zeit von den Astronomen einem eingehenden Studium unterworfen worden, und wir haben jetzt wenigstens den Trost, die Ursachen dieses peinlichen Phänomens zu erfahren.

Dr. Stetson, der Leiter des Perkins Observatorium in Delamara, Ohio, faßt die Resultate seiner Forschungen dahin zusammen, daß die Sonne als Schuldige zu betrachten ist. Wenn eine Rundfunkwelle über die Erdoberfläche eilt — so führt Stetson aus —, wird sie von der bekannten Heavisiddeckschicht, einem ionisierten Teil der Atmosphäre, der in etwa hundert Kilometer Höhe liegt, reflektiert und paßt sich so der Krümmung der Erdoberfläche an. Jede Veränderung der Ionisierung dieser Schicht hat zur Folge, daß auch der Reflexionswinkel sich verändert und die Welle an einer anderen Stelle der Erdoberfläche auftrifft, was sich natürlich sofort in den Empfängern bemerkbar macht. Nun geht die neueste Theorie dahin, daß die Sonne diese plötzlichen Veränderungen in der Elektrifizierung der Heavisiddeckschicht hervorruft. Die Sonne bombardiert nämlich die Erdatmosphäre unausgesetzt mit Elektronen, die die Atmosphärenmoleküle in positiv und negativ geladene Teile auseinanderreißen, in anderen Worten also die Atmosphäre ionisieren und so die Heavisiddeckschicht entstehen lassen. Wird nun dieses Sonnenbombardement heftiger, beispielsweise infolge des Erscheinens großer Sonnenflecken, so verstärkt sich die Ionisierung der Atmosphäre, die Heavisiddeckschicht wird tiefer, und die Radiowellen werden schon in geringerer Höhe reflektiert, treffen also entsprechend näher ihrem Ausgangspunkte auf der Erde auf. Die Folge ist, daß der Empfang an den Orten, wo die Welle vorher auftraf, langsam schlechter wird und schließlich ganz aufhört, um wieder zu beginnen, sobald die Ionisierung der Atmosphäre auf das normale Maß zurückkehrt.

Nun wissen wir's. Aber leider verrät Stetson uns nicht, was dagegen zu tun ist, und so werden wir uns weiter über das „Fading“ ärgern müssen.

Schießversuche gegen Panzerglas

In der Deutschen Versuchsanstalt für Handfeuerwaffen in Berlin fanden kürzlich Versuche mit sogenanntem Panzerglas statt. Dieses Glas ist hauptsächlich zu dem Zweck hergestellt worden, den Raubüberfällen auf Kassen mit einem wirksamen Schutz für die gefährdeten Schalterbeamten entgegenzutreten. Die Panzerglasplatten bestehen aus drei aufeinander gelegten Spiegelscheiben, die durch je eine durchsichtige, klare Zwischenschicht, die sogenannte „Jangschicht“, fest miteinander verbunden sind. Die 20 Millimeter starken Glasscheiben gestatten eine vollständig klare Durchsicht. Alle Schüsse wurden aus einem Abstand von 3 Metern abgegeben. Die erste Platte erhielt einen Schuß aus einer 6,35-Millimeter-Schmeißer-Taschenpistole, mit dem Ergebnis, daß an der Auftreffstelle des Geschosses eine geringe Zerstörung der vordersten Glasoberfläche eintrat. Auf die zweite Platte wurde ein Schuß aus einer 7,65-Millimeter-Walthers-Selbstladepistole, Polizeimodell, und ein Schuß aus einer 9-Millimeter-Armeepestole abgegeben. Die Zerstörungen der vordersten Glasoberfläche waren hierbei erheblich größer und von der hintersten Scheibe fielen einige Splitter kraftlos herab. Die Mittelschicht blieb auch bei diesem Verlust vollständig unbeschädigt. Die dritte Platte wurde einem kurzen Schnellfeuer von mehreren Schüssen aus einer 7,35-Millimeter-Pistole ausgesetzt. Hierbei wurde die erste Scheibe zerstört, die mittlere Scheibe blieb vollständig unbeschädigt und beim 3. und 4. Schuß fielen von der hintersten Scheibe einige Splitter ab. Die Versuche lieferten den Beweis, daß das Panzerglas vollkommen kugelsicher ist und den bedrohten Beamten einen absoluten Schutz gewährt. Damit dieser Schutz nun nicht wieder durch Öffnen eines Schalterfensters illusorisch gemacht wird, läßt sich in die Panzerglasscheibe ein jalouseartiges Stahlgitter einziehen, das eine sprachliche Verständigung zwischen Beamten und Kunden ermöglicht.

Das leuchtende Telephon. Die Telephonapparate mit Wählscheibe sind eine großartige Sache und ersparen uns zweifellos vielen Ärger und Zeitverlust; man verbindet sich selbst und braucht nicht zu warten, bis sich das Amt meldet, was besonders nachts manchmal eine Geduldprobe bedeutet. Feuerwehr, Ueberfallkommando und Rettungswache sind stets im Ru zu erreichen — wenn wir Licht zur Bedienung der Wählscheibe haben. Aber was geschieht, wenn die Rettungswache von einem dunklen, unbekanntem Raum aus alarmiert werden soll? Wenn wir unerwünschte Eindringlinge nicht durch Anschalten des elektrischen Lichts aufmerksam machen wollen? Ja, dann wünschen wir eben, wir hätten noch die guten alten Apparate, in die man einfach „Ueberfall“ oder „Feuerwehr“ hineinzubrüllen brauchte. Eine selbstleuchtende Wählscheibe, die jetzt auf dem Markt erschienen ist, läßt den Telephonbesitzer vor peinlichen Situationen, wie sie oben erwähnt wurden. Die Scheibe wird auf die gebräuchliche Wählscheibe aufgesetzt und besitzt leuchtende Nummern aus Radiummasse, die den Nummern der Wählscheibe entsprechen. Eine Leuchtbauer von acht Jahren wird garantiert.

Größere Sicherheit im Haushalt Neue Elektrizitäts-, Wasser- und Gaszapfstellen

In letzter Zeit sind wieder eine Anzahl Neuerungen auf hauswirtschaftlichem Gebiet geschaffen, die geeignet sind, Bequemlichkeit und Sicherheit im Haushalt zu erhöhen.

Da ist ein Wasserleitungshahn, der weder ein Ventil noch einen Ventilsitz oder eine Stoßbuchsenpackung hat. Es kommen daher keine Undichtigkeiten vor. In dem Ventilkörper ist ein Mundstück mit Durchtrittsöffnungen für das Wasser vorgesehen, das mit einem Gummirohr umgeben ist. Gegen das Ende dieses Ventilkörpers legt sich das Ausfuhrrohr an, das mittels einer Ueberwurfmutter etwas angezogen werden kann. Geschieht dies, so findet ein Druck auf das Gummirohr statt, das infolge seiner Biegsamkeit sich staucht und die Durchtrittsöffnungen des Mundstücks verschließt.



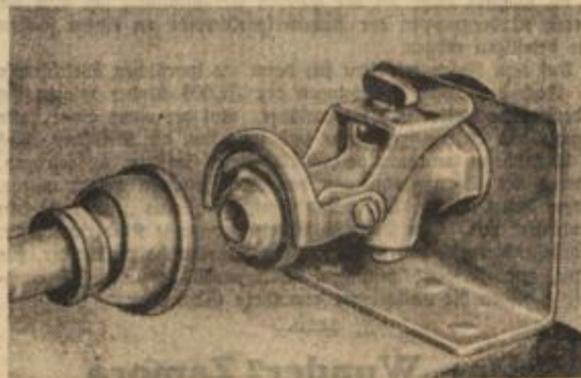
Öffnen u. Schließen durch Umlagen des Hebels.

Wird die Ueberwurfmutter zurückgeschraubt, so gibt das Gummirohr sein Stauchung auf und kehrt in seine natürliche Lage zurück, wobei es von dem Druck des Wassers unterstützt wird. Das Wasser kann nun ausströmen, der Hahn ist geöffnet. Bei diesem Absperrhahn ist die Sicherheit der Abdichtung auch bei starkem Wasserdruck außerordentlich groß; ein weiterer Vorzug ist gegenüber den bisher umständlichen Reparaturen die leichte Auswechslung der einzigen Dichtung, nämlich des Gummirohrs. Diese Dichtung hält besonders lange, da das Gummirohr vom Luftzutritt abgeschlossen und stets vom Wasser umspült ist. Auch die Formgebung des ganzen Hahns ist zu loben, da sie dem modernen sachlichen Stil angepaßt ist.

Für die Installation elektrischer Leitungen in feuchten Räumen gibt es besondere Vorschriften. Um die Berührung mit Metallteilen gefahrlos zu gestalten, verwendet man jetzt zwei Mittel, nämlich die Erdung und die Nullung. Der Schutz erfolgt durch besondere Leiter, die mit der Stromleitung nichts zu tun haben. Sie stehen in Verbindung mit besonderen straff federnden Gleitkontakten, die den Schutz bieten und auf der Abbildung vorn sichtbar sind. Will man den Stecker einführen, so erfolgt zwangsmäßig zuerst die Verbindung der Schutzkontakte mit dem der Dose, bevor die Steckerstifte Kontakt finden. Die Abbildung zeigt eine dreipolige Steckvorrichtung mit abgenommener Kappe in dem Augenblick, wo sich die Schutzkontakte berühren; man sieht, wie die Steckerstifte noch keinen Kontakt haben.

Von den neueren Gasinstallationsgegenständen sind diejenigen, die dem Gaschutz dienen, besonders bemerkenswert. Eines der ge-

fährlichsten Dinge ist, wie man aus der täglichen Unfallchronik weiß, der Gas Schlauch als Verbindung zwischen Gasleitung und Gasverbrauchsapparat. Das Bestreben der Gaswerke geht daher dahin, sie nach Möglichkeit auszuschalten und, wo irgend angängig, einen



festen Anschluß herzustellen. Zwei Konstruktionen sind es, die hier besonders zu nennen sind: Bei beiden ist das Rohr des Anschlußapparats, z. B. des Gaskochers, durch eine Kupplung, die sehr leicht zu betätigen ist, mit der Leitung verbunden ist. Der eine von ihnen, unter dem Namen Altonaer Kupplung bekannt, hat einen Doppelhebel, der auf der einen Seite das Ende der Rohrarmatur



